

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerlei Neues, zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-257497](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-257497)

Allerlei Neues, zu Spaß und Ernst.

Die folgenreiche Holzkohle.

Eine Wittve hatte einen einzigen Sohn von den schönsten Anlagen des Geistes, dabei aber lebhaft und muthwillig. Man weiß noch manche solcher muthwilligen Jugendstreiche von ihm zu erzählen. Bei aller zärtlichen Liebe zu dem Knaben, schonte doch die vortreffliche Mutter die Ruthe nicht und kein einziger Schlag war an ihm verlohren. Der Pfarrer des Orts wurde aufmerksam auf den muntern Knaben und rieth der Mutter ihn studiren zu lassen. Bei ihren beschränkten Vermögens-Umständen trug sie aber noch Bedenken, diesem Rathe zu folgen. Doch was uns unbedeutende Kleinigkeit und bloßer Zufall zu seyn scheint, ist oft ein Mittel, wodurch die Vorsehung wichtige Absichten ausfährt. Einst saß der Knabe in der Ortschule und der Schulmeister nicht vier Schuhe groß, gieng gewöhnlich mit einem langen Haselstok, der an der Decke des Zimmers anstieß, hin und her, und blieb vermittelst desselben in jedem Punkte der Schulstube mit allen Schülern in einer heilsamen Berührung, daß er jedem sein Notabene, wenn's nöthig war, gleich geben konnte. Diese Figur fiel unserm Knaben auf, doch hielt er sich ruhig. Ein Bedürfniß der Natur veranlaßte ihn, um Erlaubniß zu fragen, hinausgehen zu dürfen. Im Hausgange fand er vor dem Ofenloch eine Kohle, die er aufhob um sich ihrer zum Zeichnen zu bedienen, wozu er frühe Anlage

zeigte. Die Thür des Schulzimmers war noch neu und der kleine Zeichner zeichnete in der Geschwindigkeit vor seinem Eintreten in die Stube den kleinen Schulmeister mit der himmellangen Ruthe an die neue Thür so treffend, wie er lebte und lebte. Nach dem wohlgelungenen Werk begab er sich wieder in die Stube an seinen Platz und ahnete nichts von den vielen Prügel-suppen, die er wegen seiner Zeichnung zu genießen haben würde. Nach geendigter Schule stellte sich der Schulmeister, wie gewöhnlich, an die Thüre und ließ sich von jedem Schulkinde noch die Hände geben. Schon war der kleine Zeichenmeister im Freyen auf der Straße, als auf einmal die Donnerstimme des Schulmeisters allen auf dem Heimweg begriffenen Kindern Halt zu machen und umzukehren gebot. Als nemlich der letzte Schüler ihm seinen Handschlag gegeben hatte, fiel ihm die sonderbare Figur ins Gesicht; er erkannte selbst sein treues Bild indem er voll Ingrimmes ausrief: „welcher Teufelskerl hat mich da abgemahlt?“ Unglücklicherweise war kein einziger Schüler fähig, so etwas zu zeichnen, außer unserm Knaben, daher fiel gleich auf ihn allein der Verdacht, und er bekannte ohne weiteres, daß er der Thäter seye und war noch stolz darauf, weil Alle sagten: „ja das ist der Herr Schulmeister leidhaftig!“ „Wart, ich will dir das Mahlen verleiden, du Teufelsbraten,“ schrie der Schulmeister und gab ihm gleich im ersten Zorn so derbe Tappen,

daß ihm die Hände aufliefen. Der Knabe hielt nun die Sache für abgethan und schielte noch beim Hinausgehen mit besonderm Wohlgefallen auf sein Nachwerk. Aber der Schulmeister dachte nicht daran, das Bild auszulöschen und den Schülkndern gefiel es so wohl, daß die Zeichnung von allen unberührt blieb. So oft nun der Mann an die Thüre schaute, stieg ihm jedesmal die Galle gegen den Zeichner; daher verging auch keine Schule, da dieser nicht seine Portion Schläge bekommen hätte und auch außer der Schule, wenn etwa die Kinder vor dem Anfang der Schule spielten und lörnten, stürmte oft der Schulmeister zum Hause heraus, gieng aber jedesmal nur allein auf seinen Zeichner los, der immer der Sündenbock unter seinen Mitschülern seyn mußte. Der täglichen Prügel überdrüssig, sehnte sich der Knabe nach einem andern Lehrer und drang in seine Mutter, daß sie ihn in die lateinische Schule möchte gehen lassen, wocin auch die gute Mutter um so eher willigte, als dadurch ihr Kind täglichen Mishandlungen entzogen wurde. So kam der Knabe zu einem lateinischen Präceptor in die Kost und Schule, aber auch zugleich vom Regen unter die Dachtraufe; denn wurde er in der deutschen Schule mit Peitschen gezüchtigt, so geschah es in der lateinischen mit Eskorpionen, da der Präceptor einer der grimmigsten Schultyrannen war. Indessen machte auch bei dieser schlechten Zucht der Knabe von seinen glänzenden Naturgaben unterstützt, doch schnelle Fortschritte im Lernen und, da er nachher in bessere Hände kam, erhob er sich schnell von Stufe zu Stufe und wurde nicht nur ein bedeutender und nützlicher Mann in

seinem Vaterlande, sondern auch sein Name ist in ganz Deutschland unter den Gelehrten rühmlichst bekannt. Wie doch Alles sich fügen mußte, um diesen Mann auf die Stelle zu führen, auf welcher er steht! Wer weiß, ob nicht dieses Licht würde unter dem Schesfel verborgen geblieben seyn, wenn nicht die Holzfohle gefunden worden wäre! Diese veranlaßte das Bild an der Thür, dieses, tägliche Prügel und Mißhandlungen, wodurch der Entschluß gewekt und zur Ausführung gebracht wurde, höhere Lehranstalten zu benutzen. Etwas mag der Schulmeister von diesem Zusammenhange bemerkt haben; denn er bekannte es nachher immer und ist darauf gestorben, daß seiner heilsamen Zuchtruhe die Welt dieses Licht zu verdanken habe.

Die dankbare Gans.

Ein Döse kennet seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn. Was hier die Bibel sagt, bestätigt auch die Erfahrung. Wie viele Beispiele giebt es nicht von dankbaren Thieren! Wer weiß es nicht, wie oft treue Hunde ihr Leben für ihre Wohlthäter aufopfern, oder wenn diese sterben, sich von dem Leichname nicht trennen, auf ihren Grabhügeln liegen bleiben und vor Traurigkeit und Sehnsucht alles Fressen verschmähen. Aber von der Dankbarkeit einer Gans haben vielleicht die geneigten Leser noch nichts gehört. Daher hält es der Hausfreund für Pflicht, zur Rettung der Ehre des Gänsegeschlechts ein auffallendes Beispiel von der dankbaren Liebe einer Gans anzuführen, welches er selbst es

lebte und wovon er zum Theil Augenzeuge war. Eine arme Wittve, deren Kinder bei Fremden dienten, lebte einsam in ihrem kleinen Häuslein und keine lebendige Seele war bei ihr, als ein Gänselein, das sie selbst erzogen hat und mit welchem sie ihr schwarzes Kummerbrod redlich theilte. So lebten beide längere Zeit miteinander und hatten einander recht lieb. Wenn die Frau vom Felde nach Hause kam, ach da wars eine große Freude beim Gänselein. Es schlug mit den Flügeln und schnatterte, wie wenn es hätte sagen wollen: „Mütterlein ich habe dich lieb, und freue mich herzlich, dich wieder zu sehen.“ Die Frau wurde krank, und ihr Zögling, dem die Pflege seiner Wohlthäterin abgieng, trauerte, und als sie endlich gar starb, stand ihr Gänselein wie eine verlassene Waise traurig bei ihrem Leichnam und betrachtete wehmüthig die Hände, die ihm so oft Brod gereicht hatten und sich nun nicht mehr bewegen wollten. Es hätte gerne geweint, wenn Gänse weinen könnten. Am Leichentage sammelten sich die Leichenbegleiter und Träger vor dem Häuslein und niemand dachte an die Gans. Man trug die Leiche fort und siehe da, unter den Begleitern der Leiche war auch die Gans, die sich durch den Zug hindurch drängte, um dem Sarge recht nahe zu kommen. Beim Hinabsenken der Leiche kam sie ganz nahe an das Grab und würde vielleicht noch auf den Sarg in der Tiefe gekommen seyn, hätte nicht der Todtengräber sie mit seiner Spade abgetrieben und verschleucht. Auf dem nemlichen Wege, den sie gekommen war, kehrte nun die Verlassene nach Hause zurück. Die Kinder der Verstorbenen stan-

den zwar auch am Grabe, aber nicht mit der Wehmuth, wie die Gans, sondern schienen froh, daß ihre Mutter Platz gemacht hatte. Hat gleich die Gans das vierte Gebot bei keinem Herrn Schulmeister gelernt, wie die Kinder, so trieb sie doch ihre Natur dazu, ihrer Wohlthäterin die letzte Ehre zu erweisen. Wenn etwa Söhne, oder Töchter undankbar gegen ihre Eltern sind und ohne Thränen an ihrem Grabe stehen, die schon lange ihnen den Tod gewünscht haben, so mögen sie diese Geschichte lesen und sich schämen, daß sogar eine Gans besser weiß, als sie, was der Brauch und anständig ist.

Das bewährte Hausmittel.

Ein Mann hatte eine Frau, deren Zunge eben keines Schleiffsteins bedurfte, weil sie immer sehr scharf war. Stundenlang mußte oft der Mann ihre Predigt anhören, ohne auch nur ein einzigesmal zum Sprechen kommen zu können. Eines Tages empfing sie ihren Mann, der etwas später, als ihm erlaubt war, nach Hause kam, mit allen möglichen Scheltworten, die auch den sanftesten Mann in den Harnisch jagen konnten. Lange schwieg der Mann, aber weil die Frau fortfuhr mit ihrem Schimpfen und immer wieder vornon ansteng, wenn sie das Register von Scheltwörtern hergeschnuert hatte, so brach endlich der Geduldsfaden beim Manne „Höre jezt auf Welb,“ sprach er, „oder ich vergreffe mich an Dir!“ „Du dich an mir vergreifen?“ schrie die Kantippe und stützte beide Arme in die Seite. „Vergreif dich, du . . . , an mir, wenn du das Herz hast!“ Ein kräftiger Stoß war die Antwort des

Mannes und ohnmächtig stürzte sie zu Boden. Bestürzt springt der Mann nach dem Essigkrüge und sucht durch das Anstreichen sie wieder zu sich zu bringen. Sie schlägt die Augen auf, aber sie stellt sich, als könnte sie nicht mehr reden und so schwer es ihr auch wurde, zu schweigen, so besiegte sie doch diesmal ihren Hang und ließ kein lautes Wortlein von sich hören, um die Verlegenheit des armen Mannes recht groß zu machen. Sie aß und trank und ließ sich vom Manne gut aufwarten, aber ihre Sprache wollte nicht kommen. Vergeblich war die Hilfe des Arztes und alle Mittel blieben ohne Wirkung. Ein altes Weib, das in der Gegend für eine große Doktorin galt und Manchen schon für immer von allen Plagen der Krankheit befreit hatte, wurde nun ebenfalls um Rath gefragt, wie die Sprachlosigkeit der Frau gehoben werden könnte. Die Alte rief schwarzes Kirschwasser täglich dreimal ein Trinklglas voll, ein Mittel, wovon sie aus eigener Erfahrung wußte, daß es die Zunge sehr geläufig mache; allein die Patientin ließ sich dieses Mittel drei Tage lang wohl behagen, ohne daß das Band ihrer Zunge dadurch gelöst wurde. Ein Nachbar, der die Frau gut kannte, hatte Mitleiden mit dem betrogenen Manne. „Höre,“ sagte er zu diesem, „du dauerst mich in der Seele, daß du mit deiner Frau so übel daran bist; aber wenn es dir so darum zu thun ist, daß ihre Zunge wieder ihre vorige Beweglichkeit bekomme, so ist nicht schwarzes Kirschwasser, sondern schwarzes Kirschholz, etwa einen Finger dick und drei Schuhe lang, das sicherste Mittel. Mit diesem Kirschholz, wenn es vorher gut mit

Sänschmalz eingeschmiert worden ist, mache frühe nächtern deiner Frau ein Andreaskreuz auf den bloßen Rücken, daß man es deutlich sehen kann. Hilfts das erstemal nicht, so wiederhole es, es hilft gewiß.“ Am folgenden Morgen kommt nun der bekümmerte Mann vor das Bette seiner sprachlosen Frau mit dem angerathenen Heilmittel in der Hand. „Liebe Frau,“ sagte er, „du weißt, wie viel es mich schon gekostet hat, dir wieder zu deiner Sprache zu verhelfen. Gestern ist mir nun dieses schwarze Kirschholz angerathen worden, daß ich dir ein Andreaskreuz auf den Rücken damit machen soll. Das helfe gewiß, sagte man mir. Ich kanns ja wohl probiren, das Holz kostete mich ja nichts und ich habe es, um sicher zu gehen, von unserm schwarzen Kirschbaume abgeschnitten. Komme her, lieber Schatz, ich will doch die Probe damit machen; hilfts nichts so schadet es doch auch nichts.“ Gutwillig bot zwar die Frau ihren Rücken nicht dar, aber der gute Mann meinte, man könne ja wohl in einer Sache, die seiner Frau zum Besten diene, etwas Zwang gebrauchen und so zog er sie denn trotz ihres Sträubens übers Bette und setzte ihr den ersten Balken des Kreuzes auf den Rücken. Ehe er den zweiten darüber legen konnte, schrie schon die Frau: „du Weibermörder, du Schinder u. s. w.“ Hoch erfreut wirft der Mann das Kirschholz weg, dankte dem Himmel und sagte: „gute Hausmittel sind doch nicht zu verachten!“

Wohl gut, denkt vielleicht hie und da ein Leidensbruder, aber er wünschte doch lieber ein Hausmittel zu erfahren, wodurch das scharfe und geläufige Zünglein zum Stillstand

gebracht werden könnte. Der Hausfreund weiß keines der Art und rathet in Geduld auszuhalten! bis Freund Hain das Beste dabei thut.

Die hohle Eiche,

Ein gewisser Forstschreiber hatte ein so kurzes Gesicht, daß er die Gegenstände nicht unterscheiden konnte, wenn sie ihm nicht ganz nahe vor das Auge gebracht wurden. Dieser gieng eines Tages mit dem Forstmeister und dem Förster in den Wald, wo Holländerstämme ausgesucht und angeschlagen werden sollten. Schon hatten der Forstmeister und Förster manchen schönen Stamm ausgezeichnet, die der Forstschreiber nicht bemerkt hatte. Dieser wollte doch nun auch zeigen, daß er nicht umsonst mitgegangen seye. „Das ist,“ sprach er, „doch eine der schönsten Eichen im ganzen Walde und zwischen Brüdern 7 bis 8 Louisd'ors werth, wenn sie nicht hohl ist.“ Der vor ihm stehende Förster sahe umher, was für eine Eiche der Forstschreiber wohl meinte, aber in dem nemlichen Augenblick bekam er unvermuthet einen so gewaltigen Stoß in die Rippen daß ihm der Athem bei einer Minute lang zurückblieb. Doch als er wieder zu Athem kam, begrüßte er den Forstschreiber mit allen ersinnlichen Flüchen, die je aus eines Försters Munde gegangen waren. Der liebe Leser wird's vielleicht schon merken, warum über den armen Forstschreiber ein so fürchterliches Donner- und Hagelwetter ausbrach. Dieser sah nemlich den Förster für einen Eichenstamm an und wollte durch den Stoß mit seinem Stocke probiren, ob er hohl

seye, oder nicht. Aus den Flächen merkte er, daß er sich in der Schätzung des Werthes der Eiche sehr geirrt habe.

Bequeme Einrichtung, die Kindelein ohne Menschenhände wiegen zu lassen.

Wohl findet man hier und da die Einrichtung, daß Wiegen durchs Wasser getrieben werden, allein nicht überall, wo eine Wiege steht, ist auch ein Wächlein in der Nähe und doch wünschte manche Mutter, daß, wenn sie allein zu Hause ist und in der Küche zu thun hat, ihr Kindelein möchte gewiegt werden. Der Hausfreund glaubt daher manchen Müttern einen Gefallen zu thun, wenn er sie mit einer gar wohlfeilen Art, die Kindelein wiegen zu lassen, bekannt macht. Ein Reisender kam gegen Mittag in ein Wirthehaus in Polen und verlangte etwas zu essen. Die Wirthin, die allein zu Hause war und ein Kind in der Wiege in der Stube liegen hatte, gieng sogleich in die Küche, um etwas zuzurüsten für den Fremden. Während dem bewegte sich die Wiege immer hin und her, ohne daß der Fremde es sahe, wer sie in Bewegung setzte. Endlich bemerkte er, daß die Wiege durch eine Schnur, die durch die Wand gieng, hin und her gezogen wurde und vermuthete, daß jemand im Nebenzimmer an dieser Schnur zöge. Als er aber die Nebenthür öffnete und die Person auffuchen wollte, welche wiegte, siehe, da fand er den Viehstall und sahe zu seinem Erstaunen, daß kein Mensch, sondern eine Kuh das Kindelein in der Stube wiegte. Die Schnur war nemlich der Kuh an dem

Schwanz gebunden und zwar so, wenn die Wiege in der Ruhe stand, so war der Schwanz der Ruh aus seiner Lage. Die Ruh war bemüht, ihren Schwanz in die gehörige Lage zu bringen und setzte dadurch die Wiege in Bewegung und diese zog immer wieder den Schwanz auf die Seite. So gieng die Wiege immer fort, bis die Schnur, wenn das Rindlein schlief, losgemacht wurde.

Der blaue Montag.

Manchem lockern Gesellen ist der Sonntag nicht lange genug, um seinen Wochenlohn ganz im Wirthshause durchzubringen, deswegen nimmt er noch den folgenden Tag dazu und macht blauen Montag. Den Meister verdriest es nicht sowohl, daß der Geselle seinen Lohn verthut, als vielmehr, daß die Arbeit nicht gefördert wird und ein Schafftag verlohren geht. Diesem Uebel abzuhelfen war der Rath in einem gewissen Städtlein in Schwaben ernstlich bedacht, besonders weil die Rathsglieder selbst fast alle Handwerksleute waren, und zu ihrem größten Verdruß ihre Gesellen den blauen Montag regelmäßig hielten. Es wurden nun in der Rathsversammlung zur Steuerung dieses Unwesens allerlei zweckdienliche Vorschläge gemacht, welche, wenn man sie alle anführen wollte, beweisen konnten, daß diejenigen Unrecht haben, welche meynen, die Rathsherrn seyen gewöhnlich erst klug, wenn sie aus der Rathsstube gehen. Zur Widerlegung dieser falschen Meinung will der Hausfreund nur den klugen Vorschlag des Zunftmeisters der ehrsamten Weberzunft, wel-

cher auch ein Rathsglied war, erwähnen und der geneigte Leser wird gestehen müssen, daß zur Ausmerzung des blauen Montags wohl kein besseres Mittel vorgeschlagen werden konnte. „Mit Verlaubniß ihr hochweisen Herren Kollegen,“ sprach der Weberzunftmeister: „ich wüßte den besten Ausweg, daß unsre Gesellen durch die Haltung des blauen Montags nicht an der Arbeit gehindert werden können. Man dürfte nur den Sonntag am Samstag halten, so könnten ja alsdann die Gesellen den blauen Montag auf den Sonntag verlegen, an welchem Tag man ohnehin nicht arbeitet. Meine Frau,“ setzte er hinzu, „hat mir diesen glücklichen Einfall mitgetheilt, als ich mich in die Rathsversammlung begeben wollte und sie hat, ich will keine verachten, Engelsverstand.“ Dem hochweisen Rath gefiel dieser Vorschlag vor allen andern und so ward in dem Städtlein der Sonntag zum blauen Montag gemacht, an welchem man recht austoben und treiben konnte, was sonst an andern Tagen nicht erlaubt war. Der Hausfreund kann versichern, daß diese löbliche Sitte auch in andre Städtlein und Dörfler verpflanzt worden ist. Kommst du etwa am Sonntage in einen Ort, wo alles drunter und drüber geht und der Teufel völlig los ist, so merke, es ist da nicht Sonntag, sondern der blaue Montag.

Der beste Wunsch.

Als ein gewisser Mann mit einem langen Briefe, den er an einen Freund geschrieben hatte, fertig worden war, stand er freudig vom Stuhle auf, streckte sich und sagte scherzend zu seiner Frau: „wollte Gott du wärst im Himmel und ich im Wirthshause!“ „So! du bist doch ein gescheider Narr,“ erwiderte, die Frau, „du wünschest dir doch immer das Beste!“

Die Toleranz.

Dem großen Kaiser Joseph, der in seinen Staaten die Religionsduldung einführte, begegnete einst ein Jude mit einem Schwein auf seiner Schulter. „Ey! ey Hebräer!“ redete ihn der Kaiser an: „wie kommst du und ein Schwein zusammen? Es ist ja nicht koscher.“ „Ihr Majestät,“ war die Antwort, „das ist eben die Toleranz.“

Die schnelle Luftreise. (Mit einer Abbildung)

In einem Wirthshause im Wiesenthal saßen drei Zechbrüder den ganzen Nachmittag beisammen und ließen eine Maas nach der andern vom besten 1802er kommen. Der Hausfreund kann es nicht loben, wenn man einen so köstlichen Labetrunk im Uebermaß genießt, der nur als eine stärkende Lebens-Essenz genossen werden sollte. Man muß sogar Respekt vor einem Fäßlein haben, in welchem 1802er gelegen ist. Der Hausfreund hat auch so eines und riecht zu Zeiten zum Spundloch hinein, wenn er sich an die alten seligen Zeiten erinnern will. Je mehr diese drei Gesellen vom edeln Gewächs tranken, desto lauter und gesprächiger wurden sie und wenn der Geist des Weins in den Kopf steigt, so erzählt man auch gerne von Geistern und Gespenstern. So erzählten

sie denn einander allerlei gräßliche Gespenster- und Herengeschichten, und einer darunter verschwor sich mit Leib und Seele, daß er seines Nachbarn Frau mehr als einmal auf der Ofengabel zum Kamin hinausfahren und durch die Luft reiten gesehen habe. Am hintern Tische saß ein unbekannter Mann (es war, wie man nachher erfuhr, der Zirkelschmied) der ein Gläslein Schnaps trank, weil seine Baarschaft für ein Schöppllein nicht hinreichte. Als dieser die drei Kameraden so reden hörte, dachte er: „das sind dumme abergläubische Gesellen, die muß man geschaid machen, und wenn ich es thue, so können sie mir dafür wohl die Gurgel schwenken.“ Sein Plan war bald gemacht. Abends sieben Uhr rief er laut: „herr Wirth, was bin ich schuldig? Ich muß mich beeilen, denn in einer Stunde will ich in Straßburg seyn, um da die Illumination des Münsters zu sehen, die dießmal sehr prächtig ausfallen wird.“ Wer lachte lauter, als die drei Zechbrüder am vordersten Tische! Aber nur Geduld, das Lachen wird ihnen schon vergehen. „Er will nach Straßburg? Wo ist sein Roß, kann es fliegen und in einer Stunde 25 Stunden machen?“ „Ha, ha, ha! nach Straßburg in einer Stunde?“ „Ja, das will ich, hol mich dieser und der,“ erwiderte der Zirkelschmied, „und zwar ohne Pferd. Bin ich nicht heute erst in Straßburg gewesen und habe ich nicht dort zu Mittag gegessen? Wie könnte ich es sonst wissen, daß heute Abend das Münster illuminiert wird?“ „Aber, guter Freund, wie macht ers denn, wenn er kein Roßlein hat und doch so geschwind forkommen will?“ fragte einer von den dreien. „Ich hab's euch ja schon gesagt,“ antwortete der Zirkelschmied, „daß ich keine Pferde dazu brauche. In einem Stuhl, oder Sessel, oder auch auf einem Brette fahre ich durch die Lüfte geschwind, als der schnellste Vogel, und wenn ihr euch davon überzeugen wollt, so fahret mit.“

einer Stunde führe ich euch auf diesem langen Stuhl des Wirths nach Straßburg und wenn wir die Illumination gesehen haben, so sind wir in einer Stunde wieder hier. Ihr dürft gar nichts befürchten und soll es euch weiters nichts kosten. Eine Maas Wein wird euch nicht ans Herz gewachsen seyn, weil ich euch doch bei dieser Luftreise anführen muß, bis ihr selbst es lernt, wie man fahren soll. So bequem und so wohlfeil kommt gewiß keiner nach Straßburg, um die Illumination zu sehen, als ich euch dahin bringen werde, und es ist der Mühe werth, so etwas zu sehen.“ So sprach der lose Vogel und sahe dabei so ehrlich aus, daß einer von den dreien zu ihm sagte: „fast hätte ich Lust die Reise mit ihm zu machen, aber ich mag mich doch dafür dem Teufel nicht verschreiben.“ „Wer hat euch denn dieses in den Kopf gesetzt, daß ihr euch dem Teufel verschreiben müßtet, wenn ihr die Reise mit mir machtet?“ antwortete der Zirkelschmied; „auch ich bin frei und der Teufel hat keine Macht über mich, sondern ich über ihn und er muß sich fügen nach meinem Willen.“ „So gehen wir alle drei mit, wenn es keine Gefahr für uns hat,“ schreien alle drei; „allon Herr Wirth noch eine Maas her auf die Reise, wir gehen jetzt zur Illumination nach Straßburg!“ „Aber noch eines, gute Freunde,“ setzte der Zirkelschmied hinzu, „wärs nicht besser, wir äßen vorher auch noch etwas zu Nacht? In der Luft wird man gar hungrig und das Essen in Straßburg ist gar theuer. Nach unserm Geld hat mich heute das Mittagessen daselbst über 2 fl. gekostet und ich hatte doch nur einen Schoppen Wein.“ So äßen sie denn auch noch eine Matte voll Bratwürste zu Nacht, keiner ließ es sich besser schmecken, als der Zirkelschmied, der den ganzen Tag nichts Warmes gegessen hatte. Nach dem Essen wurde nun die nöthige Anstalt zur Abfahrt gemacht, der lange Stuhl des Wirths in Bereitschaft gestellt und der

Kreuzstock des Fensters, durch welches der Ausflug geschehen sollte, weg ethan damit nicht etwa einer den Kopf anstoßen möchte. Der Zirkelschmied sieng nun an, etwas einer Beschwörungsformel ähnliches herzumurmeln, ermahnte die Mitreisenden, noch ein andächtiges Vaterunser zu beten, daß der Teufel sie nicht verhindern könnte; besonders schärfte er es ihnen ein, daß ja keiner ein Wort, oder Laut sollte von sich hören lassen, weil sonst seine Beschwörung alle Kraft verliere und die Luftreise dadurch ganz vereitelt werden würde. Nun seten sie sich auf den langen Stuhl und die Fahrt beginnt und schon gebis zum Fenster hinaus! O nein! so weit ist noch nicht gekommen. Vorher werden sie, damit sie nicht, wenn sie etwa den Schwindel bekämen, herabfallen möchten, unten an den Füßen zusammengebunden und Jeder mit einem Leintuche bedekt, das ebenfalls an dem Stuhl gut befestigt war und hinter ihnen hatte der Zirkelschmied sich seinen Sitz zurecht gemacht und er saß im Freien, einmal, weil er die Fahrt lenken mußte und dann, weil er schon an dergleichen Luftreisen gewöhnt und bei ihm kein Schwindel zu befürchten war. Alles wird nun aus der Stube entfernt, das Licht ausgelöscht und es herrscht eine Todesstille. Aber auf einmal murmelt der Zirkelschmied etwas her, springt von seinem Sitze auf, und es kam seinen drei Gefährten vor, als kämpfte er mit dem Teufel, weil sie ihn öfters rufen hörten: „im Namen der sieben höchsten Geister befehle ich dir, weiche und taste meine Freunde hier nicht an, sondern thue, was ich dir auftrage.“ Während dem hatte der schlaue Gesell den in Bereitschaft gehaltenen Farnschwanz zur Hand genommen, setzte sich auf seinen Sitz und sieng fürchterlich an zu brüllen: „Satan ich befehle dir im Namen der sieben höchsten Geister fahre zu, wie ich dir sage!“ Heimlich aber schleicht er von seinem Platze, wackelt ein wenig am

iges de
damit
mbir.
ozs enr
muranda
n andip
Kreuzf je
Schloße n
den
weil fast
oren und
erwerde
en lange
von ghe
weit ist
erden je
Schwind
en an be
eder m
s an be
ter ihor
ig gure
mal, we
nn, we
geidhe
bestirht
e eustent
eine Z
t der J
n feine
Beschre
weil in
men be
, weis
fonten
end der
schafft p
nommen
rechtel
e bis in
ahre p
bleibt
znig an



Stühle und schon meinen die Gesellen es werde nun gehen durch die weiten Lüste. Aber so geschwind und leicht gehts nicht. Auf einmal bekommt der Hinterste von ihnen drei Hiebe mit dem Farrenschwanz, daß ihm Hören und Sehen vergieng und den Vordersten das Herz schlotterte, doch dankten sie heimlich dem Himmel, daß sie nicht hinten saßen, wo das Wetter eingeschlagen hatte. Ohne einen Laut von sich zu geben, hielt der Hinterste die drei saftigen Hiebe aus und hörte zu seiner größten Freude, daß das Wetter weiters zog, denn es patzte gewaltig auf den Schultern dessen, der in der Mitte saß, dem ebenfalls dreimal der Farrenschwanz sein Fell gerbte. Jetzt wünschte der Vorderste, daß er der Hinterste seyn möchte, der seine Portion schon empfangen hatte; denn nun mußte er ein gleiches Schicksal wie seine Kameraden erwarten. Er betrog sich auch nicht in seiner Erwartung, denn auch er bekam seinen redlichen Antheil und zwar aus dem Satz. Gegen alles Vermuthen hatten alle drei diese Prüfung bestanden, ohne einen Laut von sich zu geben, und der Direktor der Luftfahrt sah sich in die traurige Nothwendigkeit versezt, diese Operation wieder vornen anfangen. Er schlich sich wieder heimlich auf seinen Sitz und schrie mit lauter Stimme: „Satan bei den sieben höchsten Geistern beschwöre ich dich, fahre zu, doch schone des Lebens meiner Gefährden!“ Bei diesen Worten schauerte den drei Luftreisenden schon die Haut, denn sie fürchteten die Geißel des unbramherzigen Fuhrmanns und nicht ohne Grund. Kaum hatte der verschmigte Teufelsbanner das letzte Wort gesprochen, als er schon wieder mit seinem leidigen Tröster dem Hintersten so stark zusezte, daß er alle Besinnung verlor und laut rief: „o Jesus!“ Jetzt war alles vorbei und mit verstelltem Zorn und doch heimlicher Freude erklärte der Zirkelschmied, „daß dieser dumme Gesell durch

seinen Schrei den ganzen Handel verdorben hätte, und nun aus der Reise nichts werden könne.“ Er band nun alle drei los, ließ ein Licht kommen, aber vorher hatte er den Farrenschwanz sorgfältig verborgen. „Ein andermal,“ sprach er, „wollen wir mit einander eine Lustreise machen.“ „Wir sind genug gereist,“ sprachen alle drei. „Unser Fell juckt uns nimmer. Sag er nur niemand etwas davon, daß wir nicht noch zu unserm Schaden ausgelacht werden, wir zahlen ihm lieber noch eine Maas.“ Der Zirkelschmied machte sich, als er getrunken hatte, aus dem Staube, und der Wirth sagte zu diesen drei Zehrbäbern: „ich hab' es doch gleich gemerkt, daß dieser schlaue Keel euch anführen wird. Wenn ihr nicht so dumme Sachen glaubtet von Gespenster und Hexen, so hättet ihr noch ein ganzes Fell auf dem Rücken, seht so muß man den Aberglauben austreiben.“ Der Wirth hat recht gesprochen, sagt der Hausfreund.

Die Wittwe Brigitta.

(Mit einer Abbildung.)

Einsam saß oft Brigitta in ihrem kleinen Stüblein mit rothgeweinten Augen und schwerem Kummer im Herzen und bisweilen wollte es mit dem Vertrauen auf Gott schier nicht mehr gehen; doch wenn Muth und Hofnung aus der Brust entweichen wollten, nahm sie Starkens Gebetbuch, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte, zur Hand und betete sich wieder Kraft und Trost ins Herz hinein. Manches Blatt des Buches ward von ihren heißen Thränen benetzt und man konnte an den Flecken sehen, welche Gebete sie am meisten gerührt und getröstet hatten. Verwischt wurden wohl gleich diese Tropfen der Augen, aber ihre Spuren blieben doch als ein Denkmal einer frommen Seele, die sich hier vor Gott ausgeweint hatte und unbemerkt stoffen sie

nicht; denn sie wurden gezählt von Einem, der die Thaurdöpslein alle zählt und auf das Schreien der jungen Maden hört. Brigitta zweifelte freilich bisweilen daran und hielt sich fast verlassen und vergessen, weil die Aussichten für sie immer dunkler wurden. Sie hatte mit zwei Männern in der Ehe gelebt. Ihren ersten Mann, einen Bäcker, verlor sie frühzeitig durch den Tod, doch tröstete sie sich mit der Hoffnung, daß der aus dieser Ehe erzeugte Sohn Friß, einst die Stütze ihres Lebens werden würde. Mit sorgfamer Liebe pflegte sie des theuern Knaben und gedachte für diesen allein zu leben und Wittwe zu bleiben; aber da ihr in der Folge ein vortheilhaftescheinender Heirathsantrag gemacht wurde, so entschloß sie sich, auf Zureden ihrer Verwandten zum zweitenmal sich zu verheirathen mit einem Barbierer, der ein gutes Einkommen hatte, aber doch wenig zurücklegte, weil er, wie er sagte, eine gar trockene Leber hatte und deswegen immer durstig war. Zum Glück blieb diese Ehe kinderlos und der Sohn erster Ehe war so weit herangewachsen, daß er das Handwerk seines Vaters erlernen konnte. Nach geendigter Lehrzeit gieng er als Bäcker, mit den heißen Segenswünschen seiner Mutter begleitet, in die Fremde und so oft ein Brief von ihm ankam, war es ein Freudenfest für das Mutterherz. Doch diese Freude war von kurzer Dauer, denn es kamen schon nach Verfluß eines Jahres Briefe eines sehr unangenehmen Inhalts. Der Sohn gerieth auf Abwege und fieng an ein verschwenderisches Leben zu führen. Er meldete bald diesen, bald jenen erdichteten Unfall nach Hause, um Geld zu erhalten, und so brachte er bald sein ganzes väterliches Vermögen, das ihm nach und nach geschickt wurde, in der Fremde durch. Als die Quelle versiegt war und die Mutter nichts mehr schicken konnte, ließ er sich als Soldat unter ein französisches Regiment anwerben, welches nach Ostindien be-

stimmt war. Noch hoffte die arme Mutter, daß ihr Sohn sich ändern und ihr wieder Freude machen könnte; allein wie unbeschreiblich war nicht ihre Bestürzung, als ein Brief von ihm ankam, worin er meldete, daß er als Soldat übers Meer fahren und seine Heimath und Mutter nie mehr sehen werde. Sie stand da mit zerrissenem Herzen und die Hände ringend und ihr innerer Schmerz brach endlich in einen Strom von Thränen aus. Wer sollte ihr nun die Hand reichen im kommenden Alter, da der Einzige, von dem sie dereinst Unterstützung hoffte, von ihr auf immer Abschied genommen hatte? Mit bangem Blicke sahe sie in die Zukunft, denn herbe Noth stand ihr nach dem Tode ihres Mannes bevor, der schon eine geraume Zeit kränkelte und immer mehr abzehrte. Er starb und Brigitta wurde zum zweitenmal Wittwe, aber unter ganz andern Umständen, als das erstemal. Jetzt hatte sie nicht, wie damals, ein Kind, das sie ans Herz drücken und sagen konnte: „du bist mein Trost,“ das Häuslein und Gütlein waren verschuldet und bei aller Anstrengung ihrer Kräfte und der größten Sparsamkeit konnte sie kaum die Zinsen aufbringen. So lange sie noch nicht die Kraftlosigkeit des Alters fühlte, konnte sie sich wohl noch vor drückendem Mangel schützen, aber als sie kraftlos wurde und das Gütlein nicht mehr recht besorgen konnte und Miswachs und Theuerung kamen, gerieth sie in die kummervollste Lage und oft gieng sie hungrig zu Bette und die bangen Nahrungsorgen ließen sie lange den Schlaf nicht finden, den sie suchte, um ihres Zammers eine Zeitlang vergessen zu können. Oft legte sie sich mit dem Wunsche nieder, nicht mehr zum Zammer dieses Lebens erwachen zu müssen. In Stunden, wo sie einsam bei düst'rer Lampe an den langen Winterabenden an ihrem Spinradlein saß, beschäftigte sie sich in Gedanken mit ihrem undankbaren Sohn. „Ach! gerne wollte

ich ihm verzeihen, wenn er nur wieder käme, sprach sie oft zu sich selbst und die Hoffnung, ihn vielleicht in diesem Leben noch einmal zu sehen, lebte in ihrem Mutterherzen immer am stärksten auf, wenn sie gebetet hatte, und allemal schloß sie unter heißen Thränen ihren Friß in ihr Gebet ein. Eines Tages tritt ein Fremder in ihr Stüblein, grüßt sie freundlich und sie meinte anfänglich gar bei der Ähnlichkeit der Gesichtszüge, es könnte ihr Sohn seyn, doch wagte sie es nicht, zu fragen, ob es seye, oder nicht, damit nicht etwa durch ein trauriges Nein, die Hoffnung, welche ihrem Herzen so süß war, möchte niedergeschlagen werden. Sie schaut den Fremden mit Blicken an, in welchen sich die Hoffnung ihres Herzens spiegelte und endlich bricht sie in die Worte aus: „bist du mein Friß oder nicht?“ und zittert der Antwort entgegen. „Ihr meint wohl euern Sohn? Ich bin er nicht, aber ich kannte ihn gut,“ antwortete der Fremde. „Wo ist er, ach Gott! wo ist denn mein Friß? Sag er mirs doch, guter Freund, damit ich ihm kann schreiben lassen.“ „Arme Frau,“ war die Antwort, „es thut mir leid, daß ich euch keine angenehme Nachricht geben kann. Ach! ich kannte euren Sohn recht gut, er war mein Freund. Wir standen unter einer Kompagnie und oft hat er mir von euch erzählt und mit bitterer Neue es bejammert, daß er durch seinen leichtsinnigen Schritt seine gute Mutter so tief gekränkt habe und er hegte keinen heißern Wunsch im Herzen, als den, den Undank wieder gut zu machen, wenn ihm Gott sein Leben fristen und ihm seine Kapitulationszeit glücklich würde überstehen lassen.“ „Und er ist etwa jetzt gar todt?“ fiel die Mutter schluchzend ein. „So war mein Seufzen und Flehen zu Gott vergeblich;“ so war die Stimme: dein Sohn lebet — die ich zu hören vermeinte, so oft ich recht mit Inbrunst betete, nur Täuschung! Ist er todt mein

Friß?“ „Gute Frau?“ fuhr der Fremde fort, „ich würde euch gerne den Schmerz ersparen, den meine Nachricht euren Herzen machen muß; allein ich darf meinem Versprechen nicht untreu werden, das ich meinem Freunde gethan habe. Wir wurden auf den schwimmenden Batterien gegen Gibraltar gebraucht und hier war es, wo wir einander das Wort gaben, daß, wenn einer von uns bleiben würde, der andere, wo möglich, seine Eltern davon benachrichtigen sollte und, setzte euer Sohn noch hinzu, wenn ich mein Leben verliere und du davon kommst, so vergiß es nicht, meiner treuen Mutter zu sagen, daß ich mit der Hoffnung auf ihre Verzeihung dem Tode um so ruhiger entgegen gegangen seye — und sie dort wieder sehen und ewig meinen Dank ihr bezahlen werde. Der Angriff auf die Festung erfolgte, aber wir wurden mit einem feuerigen Kugelregen begrüßt und bald gerieth alles in Brand. Alle Hoffnung auf Rettung war für uns verlohren und nur die Wahl blieb uns zwischen dem Tod im Feuer, oder im Wasser. Euer Sohn und ich nahmen, als unsre Batterie brannte, unsre Zuflucht ins Wasser und glaubten so glücklich zu seyn, ein kleines Schiff zu erreichen, das in der Nähe war, aber Andre gewannen uns den Vorsprung ab und das Schifflein war so stark angefüllt, daß es uns nicht mehr aufnehmen konnte. Uns blieb nun kein anders Rettungsmittel übrig, als uns an die Balken und Bretter der zertrümmerten Schiffe zu halten, welche hin und her schwammen. Ich klammerte mich an einem Balken fest und von diesem Augenblick an sah ich euren Sohn nicht mehr. Die Engländer kamen mit kleinen Schiffen zur Rettung herbei und nahmen diejenigen auf, die an den Trümmern sich hielten und ihrem Tode alle Augenblicke entgegen sahen. So wurde auch ich gerettet, aber unter den Geretteten entdeckte ich meinen Freund nicht wieder, so genau ich mich auch

nach ihm erkundigte, und ohne Zweifel fand er sein Grab im Meere. Einige Augenblicke stumm vor Schmerz bricht endlich die Mutter in lautes Jammen aus und läßt ihren Muttergefühlen freien Lauf. So ein trauriger Bote der Fremde für sie war, so war er doch ihrem Herzen theuer und werth, denn er war ja der Freund ihres Sohnes und erfüllte durch die Erzählung der letzten traurigen Schicksale desselben sein ihm gegebenes Wort. Ach! gerne hätte sie ihn aufs Beste bewirthet und ihn länger aufgehalten, um sich noch recht vieles von ihrem theuern Einzigen von ihm erzählen zu lassen. Sie köstete Gerste, um ihm ein Getränk zu bereiten, das sie Kaffee nannte und welches sie zu trinken pflegte, wenn sie recht wohl leben wollte. Der Fremde verschmähte nicht, was ihm die Liebe anbot, aber Brigitta trank nicht mit und wollte nur von ihrem Friß hören, und ihre Ohren konnten nicht satt werden. Endlich bricht der Fremde auf und eilt seiner Heimath zu. Mit bittern Thränen der Wehmuth sah Brigitta dem Manne nach und dachte sich das selbige Entzücken seiner betagten Eltern, womit sie ihren Sohn bei seiner Heimkunft umarmen würden, „aber ich,“ zeng sie an zu seufzen, „sollte dieses Entzücken nicht schmecken! Gott du wolltest es so, dein Wille geschehe!“ Als der Fremde fort und Brigitta sich allein überlassen war, da dachte sie über die Größe ihres Verlustes erst recht nach. Sie betrachtete sich als eine Verlassene, die aller ihrer Stützen beraubt zurückgelassen wäre, um den Rest ihrer Tage in trostlosen Thränen zu verweinen. Jedoch bei ihrem Christlichen Gemüth murkte und verzweifelte sie doch nicht und nach und nach kehrten Muth und Hoffnung auf ihr frommes anhaltendes Beten in ihre Seele zurück. „Es ist ja nicht auf immer verlohren, was ich beweine; ich werde meinen Friß bald wieder sehen und vielleicht bald, als ichs meine“ — so tröstete sie sich

selbst und es war kein eisler Trost, womit sie ihr Herz beruhigte. Zwar harte Noth sollte sie noch erfahren, ehe ihre Hoffnung in Erfüllung gieng. Noch acht Jahre wehrte sie sich gegen das Drängen und Treiben ihrer Gläubiger; aber die Zinsen konnte sie zuletzt doch nicht mehr, wie bisher, richtig abtragen, und so kam es, daß zuletzt die Gläubiger auf Zahlung drangen und das Häuslein und Gütlein der armen Wittwe versteigert werden sollten. Umsonst war ihr Flehen und Bitten um Geduld, die Gläubiger ließen sich nicht erweichen und es nahte sich der Tag, da ihr Alles, was sie hatte, verkauft werden sollte. Wo sollte sie nun bleiben, wenn sie aus ihrem Häuslein vertrieben würde! von was sollte sie sich nähren, wenn ihre paar Aeckerlein und die Geiße, von deren Milch sie hauptsächlich ihr Leben fristete, verkauft wurden! „O wär ich doch im Himmel bei meinem Friß!“ so seufzte sie oft und ergriff ihr Gebetbuch, wenn ihr die Welt zu enge ward und ihr Herz fand sich allemal erquikt und erleichtert, wenn sie es vor Gott in heißen Thränen ausgeschüttet hatte. Eines Tages früh kam der Dorfbote und kündigte ihr an, daß in 8 Tagen Alles, was sie hatte, würde versteigert werden. Gefaßt auf diesen harten Schlag, den sie schon lange erwartet hatte, hört sie diese Ankündigung an, und noch nie war ihr Vertrauen auf Gott stärker als jetzt; denn am Abend vorher schloß sie ihr Gebet mit den Worten:

Währet auch die Noth bis in die Nacht
Und wieder an den Morgen;
Soll doch mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht noch sorgen.

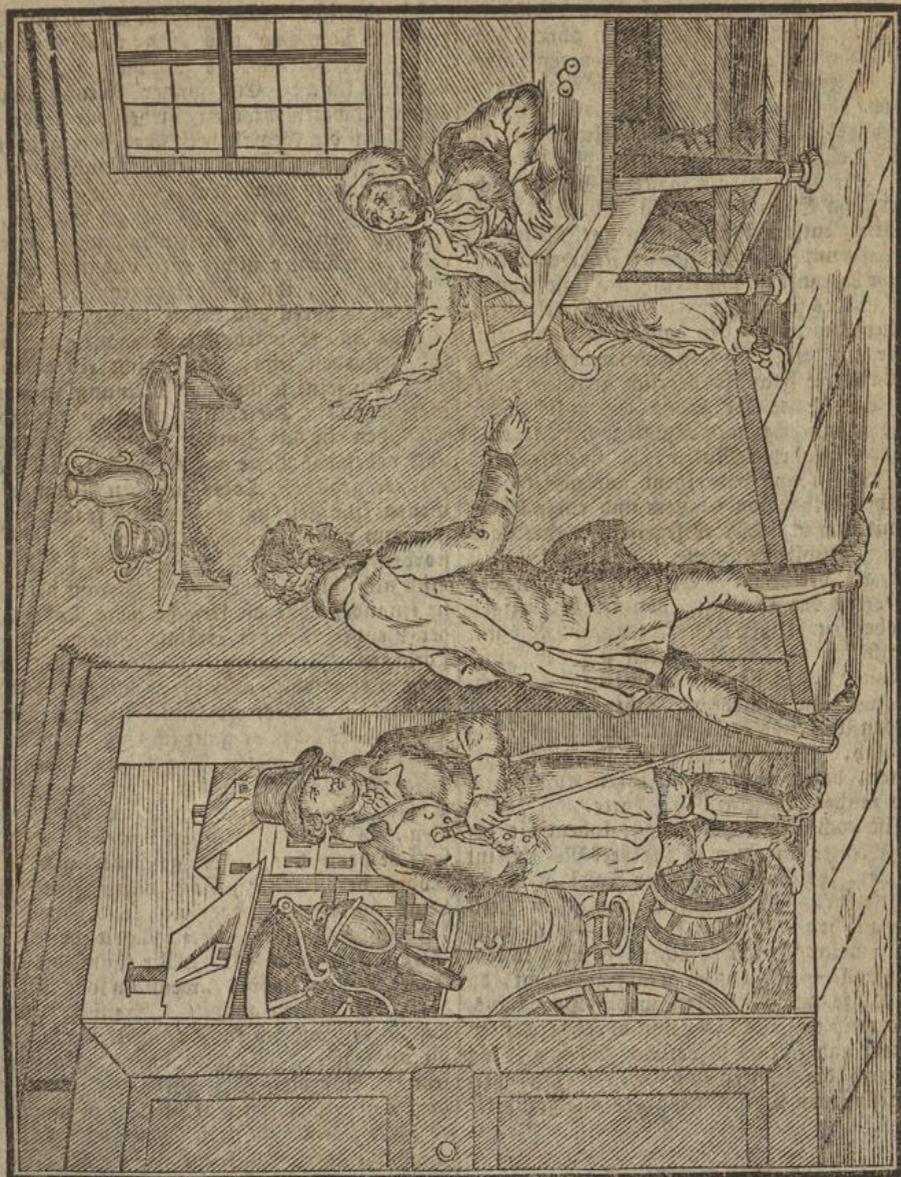
„Mag es doch gehen, wie es will, ich will nicht verzweifeln und ängstlich sorgen, Gott wird schon sorgen;“ mit diesen beruhigenden Gedanken legte sie sich Abends nieder und wachte mit diesen Gedanken am Morgen auf, darum hörte sie auch des Boten Ankündigung

mit solchem gefaßten Muthe an, und setzt sich bald nach dessen Weggang an den Tisch mit ihrem Gebetbuche und es wird ihr während dem Beten so wohl, als wenn schon geholfen wäre, ob sie gleich nicht wußte, wie ihr würde geholfen werden. Nur Gott wußte es. Schon lange war ihre Hilfe vorbereitet, aber sie mußte gar weit herkommen, doch kam sie gerade noch zu rechter Zeit. Wer fährt dort ins Dorf in einer schöne Chaise? Die Leute sagen, es sey der Amtmann, oder gar sein Herr Aktuarius mit einem fremden Herrn. Die Chaise hält still an der Brigitta Häuslein. Die Leute gaffen zu allen Fenstern heraus, nur Brigitta vertieft im Gebet hört und sieht nichts von Allem, was vor ihrem Häuslein vorgeht. Der fremde Herr steigt aus, geht hinein in das Stüblein und sagt freundlich: „guten Morgen!“ Erst jetzt hob Brigitta ihre rothgeweinten Augen auf und sahe den fremden Herrn, in dessen Augen Thränen standen. „Was wollen Sie?“ fragte sie ihn. „Ohne Zweifel sind Sie ins unrechte Haus gekommen, denn ich bin eine arme Wittwe und es ist bei mir nichts zu suchen.“ „Und doch suche ich hier etwas,“ antwortete der Fremde, „ich suche hier meine gute Mutter und finde sie. Ich bin euer Sohn Fritz.“ „Nein, nein,“ sprach sie, „das ist nicht möglich! Spotten Sie meiner nicht! Ich hatte einen Sohn Fritz, aber ach! das Meer hat ihn verschlungen und nur im Himmel sehe ich ihn wieder.“ „Aheure Mutter! ich bin dieser Sohn, der eurem Herzen so vielen Kummer bereitere, der eurem Gebet seine Rettung und seine gesegneten Umstände verdankt und schluchzend fiel er ihr um den Hals und benetzte mit seinen Thränen ihr abgehärmtes Gesicht. Mit nassen Augen labte sich der Amtmann, der an der Thüre stand, an diesem Anblicke und erst als dieser es versicherte, daß dieser fremde Herr wirklich ihr Fritz seye, glaubte die Mutter. „O Gott!“ rief sie aus,

„so ist's wahr, was ich so oft zu meiner Beruhigung gebetet habe:

Währet auch die Noth bis in die Nacht
und wieder an den Morgen,
Soll doch mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht, noch forgen.

Wer vermag die entzückende Freude der Mutter zu schildern, die auf einmal so unvermuthet ihren einzigen Sohn, den sie unter den Todten glaubte, unter den Lebendigen wiederfindet und alle Sorgen von ihrem Herzen weggewälzt sieht! Sie sieht ihren Liebling lange an und kann sich nicht satt sehen. Fast ist er ihr zu vornehm und sie scheut sich anfänglich zu ihm zu sagen, aber sie ist ja Mutter und dieser vornehme Herr ihr lieber Fritz. Endlich wagt sie es, als Mutter mit ihm zu reden und ihr Herz ergießt sich in mütterlicher Traulichkeit. Alle Noth ist vergessen; sie klagt nicht über das, was sie Widriges erlebte und sinnt jetzt nur darauf, die Größe ihrer Freude auszudrücken und weiß immer nicht Worte genug zu finden, um zu sagen, was sie im Innern fühle. Der geneigte Leser wird nun begierig seyn, zu hören, wie der Sohn gerettet und in seine glückliche Umstände versetzt wurde. Bei Gibraltar sprang er wirklich mit seinem Freunde ins Meer um dem Feuer auszuweichen, hielt sich an einer Tonne fest und war endlich so glücklich in ein französisches Boot aufgenommen zu werden. Bald nachher wurde er mit seinem Regiment auf die Insel Bourbon transportirt. Hier erwarb er sich durch sein schönes Betragen und seine Brauchbarkeit die Achtung und Liebe eines sehr reichen deutschen Pflanzers, der ihm, nachdem er ihn vom Militair frei gemacht hatte, seine einzige Tochter zur Frau gab. In seinem Ueberflusse dachte er immer an seine Mutter in ihrem Mangel und er fühlte sich so mächtig zu ihr hingezogen, daß er sich entschloß mit einem Rauffahrtsschiffe, daß er selbst mit einer La-



Ⓒ

bung Kaffee befrachtet hatte, nach Europa zu segeln. Er kam glücklich in Brest an und nachdem er seine Ladung verkauft hatte, eilte er nach Deutschland und betrat nicht ohne Thränen der Dankbarkeit und der Freude den vaterländischen Boden. Ehe er seinen Geburtsort besuchte, begab er sich vorher in den Amtsort, um sich bei dem Beamten zu erkundigen, ob und in welchen Umständen seine Mutter noch lebe? Der Beamte, ein wackerer Mann, nachdem er dem Sohn die nöthige Auskunft gegeben hatte, entschloß sich, diesen zur Mutter zu begleiten, um Zeuge der großen Freude zu seyn, die seine Ankunft im mütterlichen Hause machen würde und es war für diesen Mann wirklich ein köstlicher Augenblick, den dankbaren Sohn seine Mutter mit heißen Thränen umarmen und diese bekümmerte Frau so herrlich getröstet zu sehen. Bald hatte der Sohn die mütterlichen Schulden berichtigt und bezahlt und er überließ es seiner bejahrien Mutter, ob sie im Baiers Lande bleiben und von einem auszuwerfenden reichlichen Leibgeding bequem und ruhig leben, oder mit ihm übers Meer segeln und ihre Tage bei ihm beschließen wolle. Mutterliebe ist stärker als der Tod. Sie wählte, um des Schmerzens der Trennung von ihrem Einzigen überhoben zu bleiben, das Letztere und kam mit ihm glücklich und wohlbehalten auf der Insel Bourbon an, wo sie laut erhaltenen Nachrichten von da noch mehrere Jahre glücklich und zufrieden lebte und im Glücke ihrer Kinder das übrige sah. Ihr Gebetbuch hat sie mit sich genommen, das bisher ihr in ihren Kummertagen so reichen Trost gewährt hatte.

Es ist doch merkwürdig, daß, indem die betrübtete Mutter in Europa in ihrer Noth weint und betet, ihr Sohn auf einer Insel in einem weitentfernten Meer in dem nemlichen Zeitpunkt auf den Gedanken kommt: — ich will, ich muß meine Mutter besuchen, es mag kosten, was es will — und daß er gerade ankommt, da seine Hülfe am nöthigsten war. Der Hausfreund weiß es wohl, wer ihm diesen Gedanken ins Herz gab. Das Gebet der Wittve drang doch durch die Wolken und die auf ihr Gebetbuch gestossenen Thränen wurden alle gezählt.

Der eingebildete Todte.

Wunderliche Grillen spuken oft in den Köpfen der Menschen und man muß erstaunen, wie sonderbar sich oft die menschliche Seele verirren kann! Ein junger Mensch lag an einem schweren hitzigen Fieber darnieder und als schon die Gewalt der Krankheit gebrochen war, kam er auf die seltsame Einbildung, er seye gestorben und war von dieser Zeit an durch keinen Zuspruch dahin zu bringen, etwas zu essen, oder zu trinken, weil, wie er sagte, ein Todter nichts essen und trinken kann. Alle Gründe, ihn zu überzeugen, daß er lebe, weil er ja hören und reden könne, waren vergeblich und er würde verschmachtet und wirklich gestorben seyn, hätte nicht ein geschickter Arzt ihm seine sonderbare Meinung zu benehmen gewußt. Dieser ließ einen andern jungen Menschen in das Zimmer des Kranken tragen und neben das Bett auf einen Strohsack legen. Der eingebildete Todte sah den Neugekommenen eine Zeitlang an; endlich fragte er ihn, „warum er da liege?“ „Wäre ich nicht gestorben,“ war die Antwort, „so hätte man mich nicht hierher gebracht.“ Hierauf befragten sie einander über die Ursache ihres Todes, und der Neugebrachte erzählte seinem selig verstorbenen Mitbruder: „es habe ihm eben nicht viel gefehlt, aber der Barbierer des Orts, der berühmte Doctorfriedlin hätte ihn so laxirt und purgirt, daß er ganz schwach davon geworden seye. Am letzten Tag seines Lebens seye dieser Doctor noch zu ihm gekommen und habe gesagt, er wolle jetzt den letzten Versuch machen, es müsse nun gehen, oder brechen und so seye denn das Letztere geschehen und er des Todes verblieben.“ Nach einiger Zeit kamen Leute, welche Essen brachten, und ohne Bedenken richtete sich der zweite Todte von seinem Strohsack auf und aß. „Wie kannst du essen,“ fragte nun der Andre, „wenn du todt bist, essen denn die Todten auch?“ „Freilich,“ war die Antwort, „und ich kann dich versichern, wenn du nicht issest, so kannst du nicht länger todt seyn.“ Auf diese Art wurde der Kranke beredet, daß er aß, um todt bleiben zu können und es gelang dem geschickten Arzte ihn von seinem Bahne zu helsen und zur Freude der Seinigen vollkommen herzustellen.

Der Freund in der Noth, wie es viele giebt.

Ein treuer Freund wird in der Noth bewährt; aber selten sind dergleichen treue Freunde, die sich entschließen mögen, auch der Freundschaft ein Opfer zu bringen. Häufiger werden die gefunden, die von der Noth anderer noch profitiren und doch den Schein haben wollen, als seyen sie Freunde in der Noth. Beispiele von dergleichen wüßte der Hausfreund viele anzuführen, will aber nur eines erzählen, das er selbst erfahren hat. Bei seinen vielen Wanderungen zu Fuß an dem Rhein auf und ab leiden die Schuhsohlen Noth und er bedarf recht guter Sohlen, die auch etwas aushalten können. Einmal ließ er sich ein Paar neue Schuhe auf eine vorhabende große Fußreise machen. Der Schuhmacher nahm leichte dünne Sohlen in der Meinung, die Schuhe seyen zum Reiten bestimmt, da doch der Hausfreund, seit jener Zeit, da ihn ein Fächlein, auf dem er einmal ritt, durch seine Luftsprünge in Todesangst versetzte, das Reiten verredet hat und sich lieber dem festen Boden, als so einem wilden Nacker anvertrauen will. Noch nicht 20 Stunden Wegs waren zurückgelegt, als schon die Sohlen so durchgelassen waren, daß man die Schuhe bequem bis an die Waden hinauf hätte streifen können. In dieser Verlegenheit nahm der Hausfreund seine Zuflucht zu einem alten Freund in der Gegend. „Siehe, lieber Freund, meine Schuhe, wie übel ich daran bin! Will ich nicht auf meinen eigenen Fußsohlen gehen, so müssen meine Schuhe gesohlt werden und weil ich eilen muß und nicht warten kann, bis sie gesohlt sind, so will ich dir gerne meine Schuhe, woran das Ueberleder noch ganz neu ist, überlassen und auch noch zahlen, was sie zu sohlen kosten, wenn du mir nur mit einem Paar alten Schuhen von den Deinigen auszuhelfen möchtest, die mir wohl recht anpassen werden, da wir ziemlich gleich im Fußwerk sind.“ „Es ist nicht nöthig,“ antwortete der Freund, daß du deine Schuhe da lässest, ich gebe dir ein Paar, das frisch gesohlt ist,“ und so holt er sie gleich herbei. Sie paßten recht gut und der Hausfreund meinte, was er für einen Freund gethan hätte und sagte: „ich will sie nicht umsonst, und sie gerne bezahlen. Was verlangst du dafür?“ „Höre Bruder,

weil du es bist,“ sprach er, „einem Andern thäte ich's gewiß nicht, so will ich dich nicht überfordern. Diese Schuhe kosteten mich neu 2 fl. und ich habe sie zweimal sohlen lassen, wofür ich jedesmal 30 kr. zahlen mußte; dieses macht zusammen 5 fl. und für so viel sollst du sie haben, weil du in der Noth bist, sonst gäbe ich sie nicht her.“ Der Hausfreund mußte Schuhe haben, mochten sie auch kosten, was sie wollten und nahm sie um diesen Preis und der gute Freund rühmte es überall, daß er dem Hausfreund aus der Noth geholfen habe.

Wie ein Dichter einmal einen Reim nicht finden kann.

An einer Tafel saß einmal ein berühmter Dichter neben einer geistreichen Frau und führte mit dieser ein lebhaftes Gespräch. Während der Unterhaltung einführte dem Manne ein Laut, den man nicht gerne in Gesellschaften anstimmt. Verlegen darüber, wollte er die Sache versuchen und rückte mit dem Sessel hin und her, um einen ähnlichen Laut hervorzubringen. Die Frau merkte seine Verlegenheit und sagte leise zu ihm: „mein Freund, ich zweifle keinen Augenblick an deiner Dichtergabe, aber sie müßten sich bemühen, wie sie wollen, mit dem Sesselrücken werden sie nie einen schicklichen Reim zu dem vorigen finden.“

Welcher war der Klügste?

In einem nassen Sommer, wie der vom Jahr 1816 war, schollen alle Flüsse und Bäche so sehr an, daß sie rechts und links Alles mit sich fortrissen, was ihnen im Wege war. An einem Sonntage kam nun Kaspar zu seinem Nachbar Michel. „Höre Michel,“ sagte er, „unser Heu auf der Bachmatte ist in Gefahr weggeschwemmt zu werden. Das Wasser steigt und wird bald über das Ufer austreten. Wir wollen doch zum Pfarrer gehen und um Erlaubniß fragen, es in Sicherheit zu bringen. Es ist ein Nothwerk.“ Michel hielt etwas auf den Sonntag, hätte um keinen Preis an demselben werktägliche Arbeiten verrichtet; „denn,“ sagte er, „der Sonntag ist ein Ruhe-

tag, an dem man in die Kirche gehen soll und nachher wohl auch im Wirthshaus sein Schöpplein trinken darf.“ „Was denkst doch Kaspar!“ antwortet er auf dessen Antrag, „du willst doch immer auf dem trockenen Lande verkaufen! Hastest du Vertrauen auf Gott; so wärst du wegen deinem Heu nicht so ängstlich besorgt, daß du gar den Sabbath entheiligen willst!“ Doch Kaspar ließ sich nicht irre machen und eitle nach erbaltener Erlaubniß, sein Heu in Sicherheit zu bringen, während Michel seinen Sonntag feierte und über seinen unchristlichen Nachbarn gewaltig loßzog. Am folgenden Montage will nun Michel auch sein Heu wegthun, aber es war nicht mehr nöthig, denn das Wasser hatte es rein weggeschwemmt. Betrübt über den großen Verlust schlug er sich vor den Kopf, raufte sich die Haare, und rief im Unmuth aus: „nun, diesmal Gott vertraut und nie mehr!“ Der Herr Pfarrer hörte diese unbedachtseme Rede bald nachher und sandte für nöthig, den Michel vor sich kommen zu lassen und ihm das Kapitel vom rechten Vertrauen auf Gott zu verlesen und zeigte ihm, daß der Mensch auch das Seinige thun und die rechten Mittel, die ihm die Vernunft anrathet, zu seinem Besten gebrauchen müsse. Der Kaspar hat sein Heu gerettet,“ setzte er hinzu, und das eurige ist verlohren. Welcher unter euch beiden war nun der klügste?“ Der Kaspar antwortete: „Michel“ und ging traurig, aber doch mit dem Vorsatz aus dem Pfarrhause heim, ein andermal klüger zu handeln.

Wunder? oder wunderbar?
ihr gelehrten Herren!

In den 70er Jahren — eine herbe Zeit für die Armen — hausten, oder vielmehr hatten ausgehaust, nicht weit von Tegernau, der fleißige Hans und seine fromme Lis — eine Mutter von sechs Kindern, die man alle unter eine Wanne hätte sperren können, so klein waren sie noch und so mager vor Hunger; und des Hansens Mutter lebte auch noch. Die Noth wird immer größer; Hans sucht überall Arbeit, findet keine. Er staut für sich hin, seine Mutter betet mit zitternder Stimme, die Lis hat aufgelaufene Augen vor Weinen, und verbirgt's. — Nachts steht

der Hans vor dem kleinen Haus, und schaut in die Sternen, und denkt: „wenn ich nur dort wär mit den Kindern, der alten Mutter, und der armen Lis.“ Er hört, wie die Kinder drin rufen: „Brod! liebe Mutter! Brod!“ und hebt wie die Lis schluchzet, und sagt: „liebe Kinder! ich hab' keins! ihr müßt den lieben Herrgott bitten, er kann euch geben; und wenn ihr sterbet, werdet ihr schöne Engeln.“ Die Großmutter betet: „die jungen Raben, die dich anrufen!“ Dem Hans bricht's Herz, und fängt an zu greinen, wie ein Kind, zu den Sternen hinauf. Aus dem Eichwald weht's ihn frisch und kräftig an, und er weiß nicht, wie ihm geschieht. „Morgen muß ich auf Basel,“ sagt er ganz gerost zu seinen Leuten, „und dann bring ich Brod mit.“ Seine Frau: „du weißt, es giebt dort nicht's zu verdienen.“ Die Großmutter (ängstlich): „hast doch nicht's Bbes im Sinn!“ Er: „das nicht, ich muß auf Basel. Der Nachbar fährt Holz hinein; ich geh mit.“ Hans auf Basel neben dem Ochsenwagen her. Wie er in die Eisengäß kommt, schreit's über ihm: „O Jesus Christus!“ Der Hans — ein Blik, breitet die Arme aus, hat ein schönes Büble im Arm, und die Nase thut ihm weh; denn es hat ihn gestreift. Er giebt dem Kind ein Schmägle und sagt: „du lieber Engel! du! um ein Haar wär'st zerschmettert auf dem harten Pflaster! Sieh'st meinem Michele so gleich, wie ein Ey dem andern! Nur feister. Komm zu deinem Mütterle! es soll dich trösten.“ Da liegt im Hausgang auf den harten Stellen eine vornehme Frau; die Augen halb zu; und weiß, wie eine Wand und ruft: „O! mein Kind! mein Kind! O, mein einziges Kind!“ und ein Herr mit einem Sprung die Treppe hinunter: „Ach, daß Gott erbarm! daß Gott erbarm!“ „Seid nur zufrieden,“ sagt Hans, „der Herr hat mich, gleich einem Engel, ausgeföhret, daß ich euer Kind auf den Armen trage, daß es nicht zerschmettert ist auf den spizen Steinen;“ und legt das Büble in der Mutter Arm; geht in ein Eck, nimmt den Hut vor's Gesicht und betet ein glaubiges Vaterunser. In der erholt sich die Mutter, und der Vater kniet neben ihr. Sie reden nicht viel. Sie: „todt! tod!“ Er: „Herzenseib! sieh, es lebt!“ Sie: „es ist nicht mein, mein's ist zerschmet-

tert, sieh, wie's blutet!" Jetzt kommt sie zu sich: erkenn's, und wäscht mit Freudenthränen das Blut aus des Bübles Gesicht ab, das ihm von Hansens Nas hineingespritzt war. Der Herr: „Ihr seyd mein Gast!" Hans: „Wir's nicht weit weg!" Das liebevolle Kindsmädel, welches das Kind aus dem dritten Stiel hatte zum Fenster hinausfallen lassen zum Haus hinaus! und alle am Tisch. Wie hat's meinem Hans geschmeckt; das herrliche Essen und der liebe Heger. Zuletzt kommt ein Kugelhupf. „Den rühr' ich nicht an," sagt Hans. „Gebt mir ein Stük, aber ein wenig groß, denn es ist nicht bloß für den Schel, für meine Kruppen daheim." Der Herr: „Für die ist schon gesorgt." Hans pakt die Bastion an, wie ein braver Grenadier, und wie er halb fertig ist, so kommt die vornehme Frau mit einem Korb, das sie fast nicht tragen konnte; wie anders? Zitterten doch noch ihre Hände vor Schrecken; und es war viel Geld im Korb, Dublonen und Papler Gulden. Jetzt giebt sie ihm sogar ein Schmuz — und so ein Kuß ist mit keinem Geld zu bezahlen — und sagt: „Gott hat euch nach Basel geschickt, daß ihr uns, und wir euch helfen. Da nehmt!" Hans will reden, und kann nicht, und schnappt nach Luft. Endlich legt er die Hände zusammen, und Thränen fallen drauf, und betet das Tischgebet: „Aller Augen!" Er konnt kein anderes; und es schickt sich jedes Gebet, wenn's aus dem Herzen kommt, und die Freudenthränen Amen! sagen. „Jetzt ist mir Basel zu eng," sagt Hans, verlangt einen Zwerchsal, drückt ihnen die Hand, und hört nicht viel d'rauf als sie ihm nachrufen: „Hans, wenn ihr in Noth seyd, kommt zu uns, und wenn wir todt sind, kommt ihr und eure Kinder zu unserm Buble!" Es ist's alles Recht! Hast mich gesehen? Fort! In dessen tröstet die Großmutter aus dem alten Gebetbuche die arme Frau, und die hungerigen Kinder. „Wie ich noch hab' weinen können," sagt sie, „ist's mir auch leichter geworden; aber jetzt sind die Thränenquellen vertrocknet!" Es schlägt neun — es schlägt zehn — endlich zwölff: kein Hans. Die Lis ringt die Hände: „Jetzt ist's aus, dem Hans ist ein Unglück geschehen; er ist in den Rhein gesprungen; ich muß'n aus; es versprengt mich!" Und so hinaus in den Wald, dem Vater ent-

gegen und die größern Kinder hinter drein. Jetzt singt die Großmutter: „Nach End, o Herr!" „Ho! Ho! Ruhe!" schallt's durch den Wald. „Das ist der wilde Jäger!" sagt schauernd ein Kind, und schmiegt sich zitternd an die Mutter. „Der Vater! der Vater!" schallt's von Mund zu Mund; „er hat einen Zwerchsal auf dem Rücken!" Die Kinder ihm entgegen. Die Lis lehnt sich an den Eichbaum, und wartet auf die Großmutter, die mit den Kleinen aus dem Haus kommt; „Mir ist auf der Welt keine Freud mehr bescheert!" rief sie ihr entgegen. „Die Kinder können nicht schlafen vor Hunger; wir vergehen im Elend und der Vater kommt heim im Rausch!" Hans: „O herzige, liebe Lis! fromme liebe Mutter! Ha! ich hab' einen Rausch! aber was für einen?! Einen Rausch der Freude über den lieben Herrgott, der uns alle errettet hat; o! ich mücht' versinken, vor Freuden! (den Sal abwerfend.) Da! Brod, Schunken, Knakwurst, zwei Krüge Wein — gelben, vom Besten — (zu den Kindern:) Sogar Wasler Lebküchle für euch! und (zur Lis) Da! ein Bierling Geld! und alles mit unverletztem Gewissen! Bei Gott! der über den Sternen wohnt, die so freundlich zwischen den Eichen herabschauen. Aber jetzt kommt! laßt uns knieen, und niederfallen, und anbeten den Gott, der uns erhalten hat! In der Stub will ich dann alles erzählen!" Und sie knieten nieder unter Gottes freiem Himmel; und die Kinder neben ihnen; und die Sternen zitterten vor Freuden mehr, als sonst. Es wehte so lau und sanft im Eichenwald — und meine Geschichte hat ein Ende. Doch noch auf ein Wdeltlein, lieber Leser! Du! verdrück die Freudenthräne nicht im Auge, sie ist dir keine Schand. Sie ist das Siegel unter dem himmlischen Brief, in dem es heißt: „wir sind göttlichen Geschlechtes." Und du! Hansens Leidens Bruder! oder der Lis Kummer Schwester! vergiß das Wort nie: „Wenn die Noth am größten ist, ist Gottes Hülf am nächsten." Und du! der du mit gierigem Blick Hansens Geldsal beirachtest, lern erst Gott verrauen, ehe er dir helfen kann. Und endlich du! kann seyn, du bist ein Lieberjudirter — der du auf der Erde stehst voll Wunder, und unter dem wundervollen Himmel, und bei dir hast, das Buch deines Lebenshilfsals, und doch sprichst in deinem Her-

zen: „es giebt kein Wunder;“ bedenke diese Geschichte, und auch das Wort, ehe wir scheiden; es ist das größte Wunder, daß Gott so oft und so viel hilft ohne Wunder!

Preßfreiheit? oder keine!

Zu einem Herrn, der freundlich mit Jedermann redet, besonders im Feld, kommt ein Bauer, und sie diskurren miteinander. Man kommt auf das böse Wetter, und die schlimmen Zeiten — weil die Zeiten gar oft sind, wie das Wetter. „Das ganze Unglück in der Welt,“ hub endlich der Bauer an, kommt von der verfluchten Preßfreiheit her!“ Der Herr erstaunt: „daß wüßte ich eben nicht, im Gegentheil“ — „Kontrarie hin! Kontrarie her! unterbrach ihn hitzig der Bauer: „In Frankreich hat die vermaledeyete Preßfreiheit angefangen, und so kam sie nach Deutschland. Warum gehst's in England noch immer gut? Sie müssen auch zahlen und mehr, als ihnen lieb ist; aber sie können's, weil sie es haben, und dort keine Preßfreiheit ist.“ Der Herr dachte: da ist es nicht sauber, und sagte so verloren: „Bei uns ist doch so ziemlich Preßfreiheit!“ „Das ist eben das Unglück,“ schrie der Bauer. „Habe ich nicht schon den Preßer drei Tage? und hat nicht der Obereinnehmer die Preßfreiheit? Jetzt gieng dem Herrn ein Licht auf.“ —

Das Bienenfutter.

Es giebt doch auch in Städten dumme Leute! oder damit sie es nicht übel nehmen, die Städter, die in Wolle oder Messing und dergleichen arbeiten, sind doch manchmal in Allem, was die Landwirthschaft angeht, gar zu unwissend. Kommt eine Gesellschaft Straßburger über den Rhein nach Auenheim in den Hechten, um sich eine Partie Plaisir zu machen und Auenheimer Fisch zu essen. „Die Männer spielen Domino,“ sagen die Weiber: „Gehen wir in das Dorf, um unsern Spaß mit den dummen Bauern zu haben. Sie sind gar zu dumm die überherrinschen Bauern; wir wollen sie bezirren; die Frau Bäsini verzieht's.“ „Laßt mich nur machen,“ sagt die

listige Frau Bäsini. Kommen in einen Bauernhof, in welchem Bienen stehen; und der Bauer schneidet kurz Futter für das Vieh. Sie sehen den Bienen zu, und darauf fragt die pfiffige Städterin: „Was gebt ihr denn den ordentlichen Thierlein da, zu fressen, die so viel Honig machen, und den Butter dazu an den Fäulein heimtragen?“ „Das ist eben der Verdruß, und deswegen halten Viele keine mehr; da muß ich ihnen den ganzen Tag kurz Futter schneiden!“ antwortet schnell und ernsthaft der Bauer. Die Frau Bäsini: „Ei! Ei! warum kurzes?“ Er nicht faul: „das lange macht ihnen lange Zähne; ja! wie das Salz noch nicht so theuer war, da gieng es noch so an; da warf man ein Paar Hand voll Salz und Kleien darauf — aber jetzt muß alles kurz und klein geschnitten werden, sonst fressen sie es nicht.“ Die Frau Bäsini: „Aber ihr nehmt zu viel Stroh?“ Er: „das Heu ist mir ausgegangen, und das Dehmet ist für sie zu hitzig, und der Koriander ist zu theuer.“ Die Frau Bäsini: „Fressen sie aber kein gran Futter, z. B. Klee.“ Er (rasch): „Gott bewahr! davon bekommen sie die S...h... mit Respekt zu meiden, besonders bei dem nassen Wetter. Dann muß man bei dem Apotheker theure Rhabarber holen; was sind fünf Pfund unter so viele? Und der zehndesten bringt man es nicht einmal ein, oder sie brechen's aus Ekel wieder weg, daß der ganze Bann nach Rhabarber riecht. — Klystier ist noch das Beste, aber zu mühsam für einen Bauer, der grobe Hände und viel zu thun hat.“ Die Frau Bäsini: (böhnend) „Aber ist es wahr, daß sie so höflich sind, wie ein Bauer, und so entseztlich siechen, gescheiter Mann?“ „Allerdings! wenn man so dumm ist, wie mein Nachbar, und giebt ihnen Wilhaber. — Meine haben in sechs Wochen keinen gesehen, und sind daher zahm, wie Lämmer! Sehet! ich gehe mitten unter ihnen herum. Die Städterinnen traten näher. Unvermerkt giebt er einem Korb einen kleinen Stoß: die Bienen stürzen heraus, und stehen die wipigen Weiber so erbärmlich, daß diese mit einem Zettergeschrei in das Wirthshaus flohen, und mit geschwellenem Gesicht und krummen Mäulern erzählten: „daß, ohngachtet die Bienen jetzt nur kurz Futter und gar keinen Haber bekämen, sie doch entseztlich böß seyen.“ „Der dumme Bauer versteht's aber auch nicht,“ sagte

die Pflüger mit dem krummen Maul; ach! sie sind gar zu dumm —“

Der belohnte Diebstahl.

Es sollte Einer nicht studiren wollen, oder auf einen Staatsrath, Pfarrer, Finanzdirector, oder gar einen Doktor losgehen, wenn er nicht auch Bapen hat. Manchmal hau't ein Armer, wie man Exempel im Land hat, doch durch, und man muß dann doppelten Respekt haben; andern geht's aber, wenigstens im Anfang in Entbehrung und Beschämung gar zu übel, wie dem guten Vikar Diderich, der, weil er in der Jugend stark in der umgekehrten Regelbetri war, von seinem Vater einem Schulmeister — es ist genug gesagt! — zum Studiren bestimmt wurde. Auf der Universität halsen die stolzen, aber honorirten Bursche dem armen Schlucker durch; und er wurde endlich Vikar bei einem alten presbiterischen Pfarrer, der eine böse Frau, eine häßliche Tochter, eine ärmliche Besoldung und doch dabei den Schwindel hatte. Bereits zehn Jahre hatte der arme Vikar — zu jener Zeit liebs die im Lande mit Vikaren; sie hielten gar zu geringen Sold, und rauchten doch alle Tabak — um die häßliche Lea, seine Braut gebient — sie bekamen einander lieb wegen dem Elende — da sagte der alte Pfarrer: „Sie predigen immer wehmüthiger, und meine Tochter wird immer hagerer. Gehen Sie in Gottes Namen selbst zu den Herrn! Ist nicht des Herrn Kirchenrath Vogelsangs Hochwürden, meiner Großmutter leiblicher Schwester Herr Better im 4ten Grad der Seitenlinie?“ „Ja! gehen Sie,“ sagte die schmachrende Braut mit zärtlichem Blick, wenn man Ihre Person sieht, so müßte man ein Felsenherz haben — „Ich will Ihre Kleider räufen.“ Mit weiblicher Sorgfalt wurde nun der 10jährige schwarze Hof ausgebürstet, und von wegen den rothen Strichen, — als ob in der Residenz die West herrsche — mit Essig getränkt. An das Hemde wurde eine zierliche Manschette genäht. Die großmüthige Seele trennte die Spizen von ihrem schönsten Halstuch, und dachte: „kann's ja wieder dran nähen, wenn's seine Dienste gethan hat, und wir Hochzeit halten.“ Aber als der Vi-

kar mit dem Ausruf: „da sieht es bös aus! es sind die besten!“ ein Paar alte Hosen auf den Tisch legte, die zwischen den Füßen das Maul wie ein Krokodill aufsperrten, da rief besürzt die Lea aus: „Ach! du mein Gott! da hebt ja kein Stich mehr!“ Jedoch den Frauen ist nicht's unmöglich. Auch diesem Ungeheuer wurde mit überwindlichen Stichen der Rachen zugenäht; und unser Vikar reiste in Furcht und Hofnung nach der Residenz. Sein erster Gang war, zu dem neuen Herrn Better; aber ach! wie sank sein Muth! als dieser sich gar keiner Verwandtschaft erinnern konnte, und mit der Erklärung schloß: „Wenn es auch so wäre, so sind die Grade viel zu weit. Reisen Sie glücklich! leben Sie recht vergnügt!“ „Ja vergnügt!“ dachte der arme beschämte Mann, und im Zorn gieng er gerade zu dem Konsistorialpräsident. Unten frisch hinein. Da stund der Präsident im feingestickten Kragen. Der Kandidat stotterte. „Fassen Sie Muth!“ sagte mit edlem Anstand der Präsident. „Ich habe schon Manchem geholfen und es macht mir Vergnügen, auch Ihnen dienen zu können. Das ist hart, bei meiner armen Seele! das ist hart! einen ehrlichen Mann so lange waren zu lassen.“ Diese kräftige Betheuerung Seiner Excellenz fiel dem Vikar ein wenig auf, doch dachte er: „die Excellenz ist im Eifer; und es ist ein gutes Zeichen.“ „Warten Sie einen Augenblick!“ und weg war die Excellenz, wie ein Windspiel. Der Vikar machte unterdessen allerhand Betrachtungen über die sonderbaren Geräthschaften in dem Cabinet des Präsidenten. Hier Stiefelhölzer; dort eine Menge Kleiderbürsten. „Sonderbar! Sonderbar!“ sprach er in seinem Herzen, und indem er ein auf dem Tisch liegendes Buch öffnete, und einen empfindsamen Romanen fand: „Gutes Zeichen! Seine Excellenz haben Gesüßl.“ — Im nemlichen Augenblick traten rasch der hohe Gbner hinein. „Gleich zur Frau Präsidentin! der gnädige Herr ist nicht zu Haus; das thut aber nichts! Ich habe schon für Sie gearbeitet!“ Die Augen des Vikars stunden vor Staunen still, wie die Sonne zu Gibbeon, und der Mond im Thale zu Ascalon. Der Kammerdiener dies bemerkend, klopfte ihn auf die Achsel. „Lieber Mann! Unser Einer vermag oft viel — Sie waren sicher lang nicht hier? — nur geschwind! Nicht für ungu! Nehmen Sie

ja den Hut verkehrt, daß man den rothen Ring nicht sieht, mit dem er oben eingefast ist; es ist nicht mehr Mode! Nun alonogeschwind!" An der Treppe wollte der hübsche Vikar sich mit der Ex—Excellenz wegen dem Vortritt bekomplimentiren; aber mit edler Raschheit nahmen ihn Hoch Dieselben am Arm, und schleuderten ihn hinauf: „Zum Teufel! Unter guten Freunden keine Umstände!" Knaf — Knaf! Ach, die überwindliche Rath zwischen den Füßen, hatte diesen heftigen Stoß nicht ertragen können. „Was hat so gekracht?" fragte der Kammerdiener. Der Kandidat in der Herzensangst: „Ach meine neuen Stiefel!" „Nun! wenn das neue sind," rief lachend sein Sönnner, „so möchte ich auch einmal alte sehen. Der da tragt ja schon Brillen vor Alter, und sein Kamrad wird nicht viel jünger seyn, wenn er schon ein besseres Gesicht hat. Es kommt hier viel auf die Naturen an. Unter diesen Gesprächen kamen sie an eine Thür. Der Kammerdiener pfwend: „Hier herein!" Der Kandidat machte ein behutsames Kompliment mit zusammengeklemmten Füßen, weil er seinem Schaden nicht traute; und als er der vor ihm stehenden, freundlichen Dame in das liebe blaue Auge blickte, schwächte sich der gewaltige Eindruck, den das prächtige Zimmer mit seinen großen Spiegeln und Prachtleuchtern auf ihn gemacht hatte. Ein zartes, — weiches Händigen ergrieff ihn, und führte ihn auf das Sopha. Hier unierhielt sich die Dame mit ihm über seine ganze Lage mit zarter, weiblicher Theilnahme; unter Andern: „Haben Sie auch eine Braut? Vermuthlich ist sie hübsch?" — „Keine von den Schönsten! und wenn sie es wäre, so würde ich es in diesem glücklichsten Augenblick meines Lebens vergessen;" antwortete der schlaue und schlimme Vikar zu seinem eigenen Erstaunen. „Sie ist aber sehr häuslich, und versteht alle weibliche Arbeiten, z. B. Nähen." Mit diesen Worten that er einen verstohlenen Blick zwischen seine Hosens. Aber, hilf Himmel! Welch ein Entsetzen, als er sein Hemde halbellenslang herabhängend erblickte. Er wurde feuerroth. Die Dame freundlich: „Sie sind ein Mann von Gefühl, und Thnen soll geholfen werden." Mit diesen Worten gieng sie an einen Sekretär, und schrieb seinen Namen, Dienkalter, Logis u. s. w. auf. Während dem Examen schob unser

Vikar sehr behutsam das Hemd nach und nach, wie ein Verwundeter seine Eingeweide, zu sich. Die Dame schielte hin, that aber nicht, als wenn sie etwas bemerkte. Denn das ist so die Art der Frauen; sie thun oft, als wenn sie etwas nicht achteten, um es genauer zu sehen. „Nun lieber Herr Pfarrer!" erlönte ihre liebliche Stimme, wie eine Aroldsharfe, Reisen Sie glücklich! Sie sind Pfarrer! Schweigen Sie vor der Hand; und grüßen Sie Ihre Braut, an der Sie sich heute doch ein wenig versündigt haben. Geben Sie acht! die Liebe rächt sich oft sonderbar!" Mein Vikar noch einmal ein eingeklemmtes Kompliment — und dann mit weitem Schritt und leichtem Herzen hinunter in den Schloßgarten. Der Herr Vetter Kirchenrath, die Ex — Excellenz und die Beschämungen alle waren vergessen. „Das versuchte Hemd will doch heute gar nicht in der Garnison bleiben," sagt er für sich, als es ihm abermals zwischen den Füßen hambelte, und dann (bedenklich): ich glaube gar, es wachst; ich finde keinen Platz mehr, und habe doch keinen Leibschaden, Gott Lob und Dank!" Er setzte sich nun in einer dichten Laube, um durch Zurechtlegen ein solides Unterkommen für dasselbe zu finden. „Sonderbar!" sagte er für sich bei näherer Untersuchung seines Zustandes, „meine häusliche Lea hat mir zweierlei Luch zu meinem Hemde genommen — und warum dann dies feinste zu unterst?" Wer aber schilbert sein Entsetzen?! als er ein feines Schnupstuch mit dem Namen A — von R — herauszog. Erst betrachtete er es ganz versteinert, dann aber brach er in die wehmüthigsten Klagen aus: „Ach! du mein Gott! das Schnupstuch der Frau Präsidentin! Welch ein Undank! Welch ein Frevel! Zehn Jahr ein ehrlicher Kandidat, und nun ein Schelm! Ach, das habe ich an meiner Lea verschuldet! Ja, so ist's! es geht alles natürlich zu!" So war es auch. Die Frau Präsidentin hatte ihr Schnupstuch neben sich liegen; der Vikar setzte sich drauf, und schob es in der Meinung, sein Hemd habe einen Ausfall gemacht, in die Hosens. „Was nun thun?" fragte der Verzweifelte. „Es zurückschicken — aus den Hosens — der galanten Dame? ach, das geht nicht! Es behalten? Welch ein Undank! Wenn sie es nun entdeckt? Muß sie nicht denken, ich sey ein ausgemachter Hallunke, im Augenblick

wo ich ihr etwas Schönes sagte, stecke ich ihr Schnupftuch in die Hosen! Ach, ich versinke in die Erde!" So klagt der arme Mann! rennt, wie ein Verzweifelter durch den Schlossgarten, und endlich, weil er fühlte, daß seine Kräfte erschöpft waren, nach seinem Gasthose. Dort wartete seiner die Ex-Excellenz. „Hier ein Brief von der Frau Präsidentin!" Der Vikar wurde todtenblas, seine Hände und Füße zitterten; und seine verrätherischen Eingeweide stiegen abermalen an, auszubrechen. Er las für sich: „Mein lieber Herr Pfarrer! Habe ich Ihnen nicht heute, gleich einer Prophetin, gesagt, daß die Liebe auch die kleinste Unreue gegen die Geliebte, besonders die häuslichen, oft sonderbar genug zu rächen wisse. Die Rache verfolgt sie auf dem Fuß! („Ja wohl!" rief laut und wehmüchig der Vikar.) Mein Mann, der gleich nach Ihrem Weggang zurückkam, fand bei Ihnen beschränkten Vermögensumständen die Ihnen zuge dachte Pfarrei zu gering. Die Vikation zu der Pfarrei Segringen — mehr ein Mittel, als ein Anfangsdienst, wird wirklich ausgefertigt. Und das Schnupftuch, das Sie, wie ich bei der Liebe Ihrer Braut verschieren kann, im Drang Ihrer Empfindungen aus Versehen in den Busen eingesteckt haben, behalten Sie als ein kleines Andenken von Ihrer ergebensten Freundin.“ „Nun, Gott sey ewig gepriesen!" rief vor Freuden außer sich der neue Pfarrer. „Kommen Sie lieber Freund! dem ich so viel zu danken habe, wir trinken eine Bouteille Laufner auf die Gesundheit der Frau Präsidentin.“ „Bin bei der Hand," erwiderte die Ex-Excellenz. Und wer nicht unter uns allen, ihr freundlichen Leser!?? die ihr zu schätzen wißt, welsch ein Werth in dieser zarten Schonung eines armen, aber hieberten Mannes liegt. Es lebe die Präsidentin! ob sie gleich lange todt ist!!

Kaiser Alexander in Brandhausen.

Als gegen den Winter 1815 die hohen Potentaten eine Reise nach Frankreich thaten, um Bonaparten seine mehrfachen Besuche zu erwidern, denn sie halten alle viel auf Höflichkeit, so mußten zu den PostStationen

Pferde aus den nahegelegenen Dörfern gestellt werden, um die hohen Reisenden mit ihrem Gefolg schnell fördern zu können. In Schwarzdorf wurde eine beträchtliche Anzahl requirirt, „und als Obmann kann ich selbst mit," dachte der Vogt, „eine Diät bekomme ich, den Kaiser kann ich umsonst sehen, und brauche dann nicht sein Konterscy zu kaufen.“ Die Kutschen kamen angefahren; „das wird er seyn," sagten einige leise; er aber dachte vor sich: „ich muß es gewiß wissen, deswegen bin ich ja da, und es wäre für mich, als Vogt, eine Schande, wenn ich nicht mit ihm geredet oder ihn wenigstens genau gesehen hätte.“ Unverzagt drängte er sich durch den Volkshaufen, durch die begleitenden Kosaken etc. trat zur Kutsche, machte seinen SonntagsBüßling, zog gravitatisch den Hut und fragte: „um Vergebung, sind Sie der Herr Kaiser von Rußland?" „Ja," sagte der Kaiser lächelnd, denn er war es, „was ist euer Begehren?" „Ich wollte nur die Ehre haben, Euer Majestät zu sehen, um Vergebung aber, ist das Ihr Herr Bruder, der Großfürst Konstantin?" „Nein," antwortete der russische General oder Kammerherr, was der war, der neben dem Kaiser saß, „der Großfürst marschirt auf einer andern Straße.“

Wie der Zundelfrieder im Pferd-Handel Unterricht giebt.

(Mit einer Abbildung.)

So lange der Krieg dauerte, und bei den starken Lieferungen auch noch etwas zu machen war, gefiel es dem Zundelfrieder beim Verpflegungswesen gar wohl und er brachte es bald so weit, daß ihn seine Kollegen zuletzt für ihren Meister erkannten und wenn einer in Verlegenheit war, so hieß es gleich: „geh' zum Frieder, der versteht den Nummel." Kam auch oft nicht viel in die Magazine, so hatte doch der Frieder desto mehr auf dem Papier. „Man muß," pflegte er zu sagen, „den Leuten doch nicht die Haut gar abziehen. Es ist genug, wenn sie nur etwas liefern. Man kanns ja um eine kleine Erkenntlichkeit schon machen, daß man meint, sie hätten mehr geliefert." Auf diese Art hatte der

Frieder immer Alles voll auf und lebte alle Tage in Floribus. Hatte er viel, so brauchte er viel und ließ es auch Andre mitgenießen. Aber als bei wiederkehrendem Frieden das Liefere ein Ende nahm, da wollte es ihm nicht mehr behagen und bald war die im Krieg erworbene Summe durchgebracht. „Was sollst du dich so plagen,“ dachte er bei sich selbst, „hast du doch Kopf genug, dich in der Welt auf eine leichtere Art durchzubringen!“ Ohne sich länger zu bedenken, suchte und erhielt er seinen ehrlichen Abschied und ein Zeugniß seines Wohlverhaltens. Und nun gieng er fort in die weite Welt und es war ihm wohl, daß er sein freies Leben wieder führen konnte. Eines Tages kam er Abends müde in der Kronen zu Thalhausen an mit dem Vorsatz, wie er auch schon ehemals gethan hat, sich beritten zu machen und dem Wirth ein gutes Pferd abzuhandeln. „Guten Abend,“ sagte er beim Eintreten in die Wirthsstube, „ich werde hier übernachten und zu Nacht essen.“ „Das kann schon seyn,“ erwiderte die Wirthin, „was befehlen sie zu essen?“ „Ich esse gern viel und gut,“ antwortete der Frieder, „vorher aber bringt mir einen Schoppen Eilfee.“ Still und finster saß er am Tische, daß der Wirth, der sonst nicht eher Ruhe hatte, als bis er wußte, wer und woher jeder bei ihm einkehrende Fremde seze, im Anfang das Herz nicht hatte, die gewöhnlichen Fragen an ihn zu thun. Endlich wagte er die Frage: „der Herr ist ohne Zweifel ein Herr Oberster davon?“ Dieses schloß er nicht sowohl aus dem ehrlichen Gesicht, als vielmehr aus dem Schnauzbart und aus dem Sabel, den er trug. Aber zum größten Verdruß für den neugierigen Wirth sagte der Frieder weiters nichts auf seine Fragen, als: „Herr Wirth, kann ich bald essen?“ Der Wirth klagt seine Noth der Frau in der Küche und diese tröstet ihn: „Narr, er hat eben Hunger, deswegen mag er nicht reden; er wird schon gesprächiger werden, wenn er gegessen hat.“ Das Essen kommt auf den Tisch und der Fremde ist mit großem Appetit. Mit dem Rapplein unterm Arm und mit fragendem Blicke steht der Wirth unten am Tische und meint, der Fremde werde ihm doch einmal Bescheid geben, wer er wäre; aber als

dieser keinen Laut von sich hören läßt, so macht der Wirth einen neuen Versuch, endlich etwas von ihm herauszubringen. „Ohne Zweifel,“ fängt er wieder an, „werden sie müde seyn, denn dergleichen vornehme Herren gehen selten zu Fuß, sondern fahren lieber in der Chaise, oder reiten. Sie würden wohl auch fahren, oder reiten können, wenn sie wollten?“ Wer abermals nichts darauf sagte, als: „Herr Wirth noch einen Schoppen, — das war der Frieder. Je geheimere dieser that, desto gespannter wurde die Neugierde des Wirths und auch die Wirthin, so wenig neugierig sonst die Weiber sind, drang sehr in ihren Mann, doch alles zu versuchen, dem fremden Herrn die Zunge zu lutschen. Aber alle Versuche waren vergeblich. Endlich macht sich die Wirthin an den Herrn. „Mein Mann ist nicht pffiffig genug,“ dachte sie, „und wenn ich nicht wäre, so würde der Tropf nicht weit kommen.“ Wirklich war sie auch viel gescheldter, als ihr Mann, aber für den Zundelfrieder doch nicht gescheldt genug. Nachdem sie ihre Geschäfte besorgt hatte, setzte sie sich unten an den Tisch und erzählte dem Fremden, „wie viel sie zu schaffen und zu besorgen hätte, daß das ganze Hauswesen auf ihr läge und ihr Mann fast eine Null wäre. Endlich kommt sie auf den Hauptpunkt und denkt, es könne ihr nicht fehlen, das zu erfahren, was sie gerne wissen mochte. „Hat Ihnen das Essen geschmeckt,“ fuhr sie fort, „Sie werden zu Hause eine bessere Küche haben? Hätte ich's gewußt, daß wir heute einen so vornehmen Herrn würden zu bewirtheten haben, so hätte ich mich besser vorgehen. Haben Sie, um Vergebung, auch eine Frau und Kinder? O, wie werden diese jezt mit ihren Gedanken Sie begleiten und sich freuen, wenn sie wieder heimkommen! Sind Sie schon lange von Hause weg? Ohne Zweifel haben Sie wichtige Geschäfte zu besorgen?“ Umsonst, Frieder blieb stumm. Endlich gähnte er und sagte: „Frau Wirthin ist das Betie für mich geräster?“ Nun sahe sie wohl ein, daß nichts herauszubringen wäre und ging verdrießlich vom Tische weg, um zu sehen, ob das Betie und Alles in der Ordnung wäre, und traurig saß der Wirth in einer Ecke, weil er mit ungestillter Neugierde zu Bette gehen mußte. Auf einmal

geht dem Fremden das Maul auf. „Herr Wirth,“ fragte er, „sind Frau und Gefinde im Bette? Wenn Alle weg sind, so will ich ihm wohl sagen, wer ich bin, aber er muß mir vorher schwören, es Niemand weiters zu sagen.“ Wer war froher als der Wirth! Gerne schwur er und versprach das strengste Stillschweigen. „Ich bin ein PferdDieb,“ sagte nun der Frieder. „Poß Element, Sie ein PferdDieb,“ erwiderte der Wirth. „Das ist ein gefährliches Handwerk; denn bei uns werden dergleichen Leute gehenkt.“ „Herr Wirth,“ fuhr Frieder fort, „warum habt ihr denn vor zwei Jahren den Juden nicht an euren Galgen gehenkt und seyd umsonst einen halben Tag im Regen gestanden, der Vogt mit der ganzen Gemeinde und der Schulmeister mit der gesammten Schuljugend?“ „Es war eben kein Jud zum Henken da,“ antwortete der Wirth. „Das ist's eben, was ich sagen wollte,“ entgegnete der Frieder. „Kauft nicht euer Vogt mit dem Burgermeister alle Tage einen Rausch auf Unkosten der Gemeinde? Warum werden sie nicht gestraft? Darum, weil sie ihre Kunst verstehen. Tausend Diebe laufen in der Welt herum und manche dabon stehen in Ehre und Ansehen. Warum henkt man sie nicht? darum, weil sie nicht so dumm sind, sich ertappen zu lassen? Wer das Diebshandwerk nicht versteht, der gebe sich nicht damit ab und wenn einer gehenkt wird, so geschieht's ihm recht. Warum griff er seine Sache so dumm an? Im Anfang gieng es mir auch etwas hinderlich und beinahe wäre ich ins Zuchthaus gekommen, wenn ich nicht aus meinem Gefängniß mich befreit hätte.“ „Warum,“ fragte der Wirth, „hat man Sie damals eingesperrt?“ „Ich habe,“ antwortete der Frieder, „im kalten Winter 1788 Schnee geddrert und ihn im Sommer darauf als Salz verkauft. Ich trieb die Sache zu plump und wurde beim sauren Bier erwischt und in Thurn geschmissen.“ „Das ist etwas für mich,“ dachte der Wirth bei sich! Er war Salzstadler und kaum hatte er etwas vom Schneeddren gehört, so stieg bei ihm der Gedanke auf, das Ding zu probiren, doch nahm er sich's vor, um nicht so leicht entdekt zu werden, den geddrerten Schnee zur Hälfte mit Salz zu vermischen. „Ich meine

aber,“ sagte der Wirth zum Frieder, „ein solcher Salzhandel wäre einträglicher und leichter, als ein Handel mit Pferden.“ „Das meint er nur so, Herr Wirth, aber es ist nicht so,“ sprach der schlaue Gefell, „denn erstlich kostet das Schneeddren doch viel Holz welches beim freien Pferdhandel gar nicht nöthig ist; zweitens gehts gar langsam beim Salzhandel und nur Pfundweis; aber wenn ich ein gutes Pferd erbeute, so habe ich auf einmal mehr Profit, als wenn ich einige tausend Pfund Salz an den Mann bringe; drittens versuchen gar viele Mäuler das verfälschte Salz und so kann man auch leichter verrathen werden, als beim Pferdehandel, wenn man nur diesen gut versteht und ich kann mich rühmen, daß mich keiner darin übertrifft. Habe ich nicht schon einem Kelter aus Spaß das Pferd unter dem Hintern wegpraktizirt, daß er nach Hause laufen mußte! Doch hat er das ihm genommene Pferd zu seiner Freude an seiner Hausthüre angebunden gefunden. Wenn ich einen die Kunstgriffe lehre, die man dabei anwenden muß, so will ich ihm dafür garantiren, daß er nie erwischt werden soll.“ „Dürste man,“ sagte der Wirth, „diese Kunstgriffe nicht auch wissen? Man trägt doch nicht Schwer daran, wenn man sie auch nicht zu brauchen im Sinne hat.“ „Diese will ich ihm sagen,“ antwortete der Frieder, „aber er weiß, umsonst ist der Tod und ich glaube doch, daß es nicht zu viel wäre, wenn er mir meine heutige Zehne nachließe, und noch drei Louisd'ors für den Unterricht bezahlte. Ich verlange das Geld erst alsdann, wenn ich ihm die Probe abgelegt habe, daß ich die Kunst aus dem Fundament verstehe.“ „Die Zehne wollte ich wohl daran wenden,“ entgegnete der Wirth, „aber noch drei Louisdors dazu, das ist doch zu viel und ich möchte doch für mein Leben gern nur aus Spaß das Ding lernen.“ „Höre er, Herr Wirth,“ fuhr der Frieder fort, „ich will es bei ihm nicht so genau nehmen. Ich sehe, daß er ein verschmitzter durchtriebener Kamerad ist, mit welchem ich mit der Zeit Rippen machen könnte, darum nehme ich keinen Anstand, ihn unter dem Beding in meine Kunst einzuweihen, mir den Profit vom ersten Pferd, das wir mit einander stehlen, allein zu überlassen und mir dieses durch einen

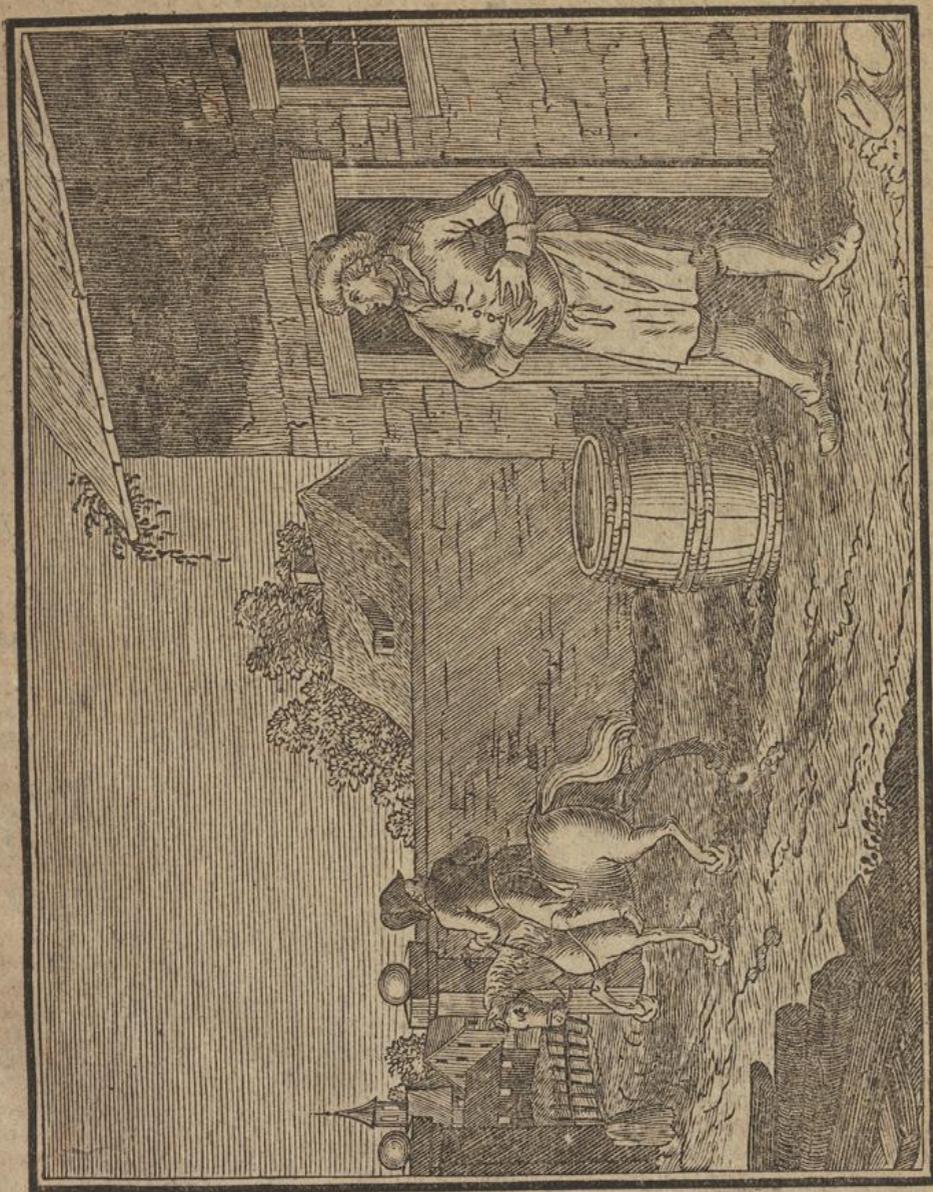
teutschen Handschlag zu versprechen.“ „Hier haben Sie meine Hand,“ sprach der Wirth, und nun sieng der Zundelfrieder seinen Unterricht folgendermaßen an: „Wenn man ein Pferd nehmen will, so muß man vor allen Dingen suchen mit guter Manier in das Haus zu kommen. Ist man im Hause, so ist's leicht in den Hof zu kommen und von da in den Stall. Man wählt dazu die Zeit, wo die Leute im ersten Schlafe liegen und braucht ja kein Licht dabei.“ „Aber,“ unterbricht ihn der Wirth, „wie kann man denn ohne Licht den Stall finden? Und wenn man ihn auch findet, so könnte man leicht eine Schindmähre statt des guten Pferdes erwischen.“ Zundelfrieder löschte nun augenblicklich das Licht aus, und sagte, „das will ich ihm zeigen. Folge er mir in größter Stille nach hinaus in den Hof!“ und so gieng der Schüler seinem Meister nach. „Hier ist der Pferdestall,“ sagte der Frieder. „Wäre er verschlossen, so hätte ich wohl einen Dietrich bei mir, womit ich aufschließen könnte.“ Sie gehen in den Stall und der Frieder betastet ein Pferd nach dem andern. „Auf einmal rief er,“ „Herr Wirth, dieses ist das Beste unter allen seinen Pferden.“ „Es ist so,“ antwortete der Wirth, aber ums Himmelswillen, wie haben Sie das in der Finsterniß wissen können?“ „Das ist leicht zu erfahren,“ sprach der Lehrer. „Ob ein Pferd viel, oder wenig Luder auf dem Leibe, ob es gut geschenkelt und gewachsen ist, kann man zur Noth durch das Betasten erkennen, aber ein sicheres Kennzeichen eines guten Pferdes ist, wenn es sein Futter rein auffrißt. Deswegen muß man die Kausen und den Futtertrog visittiren. Sind diese leer, so vergreift man sich selten, wenn man es auswählt. Hier ist also das Pferd, das genommen werden soll. Nun merke er sich's, Herr Wirth, wo Ordnung in einem Stalle ist, da hängt gewöhnlich der Zaum an der Wand hinterm Pferd, wie ich's hier finde. Zur Fürsorge aber muß man immer einen Zaum mit sich führen. Jetzt kommt alles darauf an, das Pferd ohne Geräusch aus dem Hof zu bringen. Vor allen Dingen muß man das Hofthor in der Stille öffnen, wie ich's jetzt auch hier thun will.“ Als Zundelfrieder vom Hofthor zurückkam, das nun offen stand, sprach er:

„hier habe ich Lumpen im Sacke, diese werden nun dem Pferd um die Hufeisen gewickelt, damit man dessen Tritte nicht höre.“ Nun schwang sich Zundelfrieder auf das Pferd und ritt den Hof auf und ab, ohne daß man das Trabben des Pferdes hören konnte. „Herr Wirth,“ sagte er, als er ganz nahe zu ihm hinritt, „wie gefällt ihm das Ding, habe ich das bedungene Lehrgeld verdient?“ Der Wirth lachte herzlich über die Gewandheit seines Lehrmeisters, der für alles Rath wußte. „Ich bereue nicht, was ich versprochen habe,“ sagte er. „Auf diese Art kann man einem sein Pferd ganz nahe an seinem Fenster vorbeireiten, ohne daß er etwas merkt.“ Zundelfrieder ritt hierauf noch einigemal im Hofe hin und her, auch einmal zum Hofthor hinaus und kam wieder und der Kronenwirth lachte darüber, daß ihm der Bauch wehe that. Endlich ritt der Reiter abermals zum Hofthor hinaus, aber er kam nicht wieder und der Wirth lachte nicht mehr, desto mehr lachte der Zundelfrieder, daß er auf eine ehrliche Art zu einem Pferd gekommen war, „denn,“ sagte er zu sich selbst; „hat er mir nicht das erste Pferd, das wir mit einander nehmen würden, allein zu überlassen versprochen?“ Am schlimmsten war der Kronenwirth daran! doch tröstete er sich bei seinem Verlust mit dem vorhabenden Salzhandel. Seiner Frau hat er es nicht entdeckt, wer der fremde Herr war, und wie er bei ihm in die Schule gegangen und ein theures Schulgeld bezahlt hat; aber so oft er an dem Thalhauser Galgen vorüber gieng dachte er an seinen theuren Lehrer.

Wie Noah den Esel zurechtweist.

Am Hofe des letzten Herzogs von Hollstein, Gottorp, speißte einmal auch der General-Superintendent Christiani an der Tafel. Die Hoflinge, welche mit an der Tafel saßen, machten sich nach damaliger Sitte gar sehr über die Geschichten der Bibel lustig und brachten oft die absurdesten Einwendungen und Zweifel vor. Besonders zeichnete sich ein junger Kammerherr aus, der sich einbildete der wichtigste unter der Tafelgesellschaft zu seyn. „Aber, Herr Generalsuperintendent, sieng er an, sagen sie mir doch, wie konnte die Arche

...ise en
...n genü
...e hier
...ad Pm
...Das ma
...e. „He
...e zu un
...habe d
...Der W
...zu sein
...te. „H
...ob.“
...inim
...woob
...Gand
...Hoye
...er him
...erth la
...mebe
...aum
...riebe
...mebe
...ne eld
...„Am
...e m
...er m
...fard
...erth
...ist mit
...H
...Herr
...ge
...hat
...in
...Leh
...we
...H
...L
...f
...g
...t
...h
...z
...h
...d



des Noah von allen Landthieren ein Paar fassen? Wie war es möglich es zu verhindern, daß die Raubthiere die andern nicht auffraßen? Wo hatte man denn Raum zum Futter für so viele Thiere und wie konnten die wenigen Menschen in der Arche die Fütterung dieser Thiere besorgen, daß jedes bekam, was ihm nöthig und dienlich war? Diese und ähnliche Zweifel brachte er mit einer Sieg verkündigenden Miene vor und forderte den Generalsuperintendenten auf, sie zu lösen. Dieser zeigte nun, daß es wohl möglich gewesen, daß so viele Thiere Platz in der Arche gehabt hätten, denn, fuhr er fort, nach Moses Bericht war sie 300 Ellen lang, 50 Ellen breit und 30 Ellen hoch. Wenn man nun die Elle nur zu 12 Schuhen annimmt, so betrug der innere Raum über anderthalb Millionen Kubikfuße, so, daß also wohl die Thiere abgesondert werden konnten und für alle sowohl, als für ihr Futter Platz vorhanden war. Indessen, setzte er hinzu, erblicken wir in der Erhaltung so vieler Thiere ein Wunder der Fürsorge Gottes und ungeziemt nicht, darüber zu klügeln, was Gott thun kann, um seine vorgeetzten Zwecke zu erreichen. Nach einer Erzählung der Rabbinen, fährt er fort, machte der Esel, als er in die Arche gehen sollte, viele Einwendungen. Wie werde ich Platz haben in einem so engen Raume? Wer wird mir das Futter reichen, wenn mich hunger? Wer mich schützen gegen Löwen, Tiger und andre reißende Thiere? Wer mir den Stall reinigen, daß ich nicht im Unrath ersicke? So ließ der Generalsuperintendent den Esel gerade das sagen, was vorher der Kammerherr gegen die Sache eingewendet hatte. Was that nun Noah beim Zudern des Esels? Er gieng zornig aus der Arche heraus und nahm ihn — um Vergebung Herr Kammerherr, indem der Generalsuperintendent ihn am Ohr faßt — ziemlich unsanft an seinen langen Ohren und sprach: „marsch, gleich hinein! Esel räsone nicht!“

Der Kammerherr hat den Generalsuperintendenten nicht gemerkt und lachte über die Geschichte des Esels und die Andern lachten über ihn.

Das Gespenst.

Der alte Hartschier zu Nauschheim konnte den Wein in seinem Alter nicht mehr recht vertragen. Wenn er auch nur 5 bis 6 Schöpflein trank, so stieg er ihm in den Kopf. Einmal da er gut aufgeladen hatte, gieng er in der Nacht nach Hause und trat blaß, wie eine Leiche zur Stube herein. „Ich habe ein schreckliches Gespenst gesehen,“ sagte er zu seiner Frau, „und noch zittere ich am ganzen Leibe.“ „Was hast du denn gesehen?“ fragte ihn seine Frau. „Als ich,“ erzählt er nun, „an der Kreuzthür vorbei kam, sahe ich links auf der Matte ein Gespenst, zuerst wars wie ein Gaul, darauf ist's so groß worden, wie ein Pferd.“ Das ist, flieh mich der Teufel, ein Noß gewesen,“ sagte die Frau. „Du Narr, warum fürchtest du dich vor einem Noß, das weidet!“

Die russischen Dollmetscher.

Wer unter den Lesern des rheinischen Hausfreundes hat die Russen und Kosacken, Kirgisen und Baschkiren nicht verstanden? Sie konnten ja mit Mund und Hand ihre Bedürfnisse verteutschen, oder auch in alle Sprachen übersetzen, wo sie nur hinkamen. Ohngeachtet dessen aber erschien ein kleines Büchlein, heitret der russische Dollmetscher, in welchem man sich, wenigstens wie der Verfasser meinte, Rath's erholen konnte, falls die Worte, Zeichen und wohlverspärlichen Deutungen nicht ganz verstanden würden; da schrieb das Amt an den Vogt in Finsterburg: „der Vogt erhält hiemit für Finsterburg acht russische Dollmetscher zur Vertheilung in der Gemeinde, wie er es für gut finden wird.“ Ohne die Büchlein lange anzusehen, gab er dem Boten folgendes Aufschreiben: „Das amtliche Schreiben hab' ich so eben erhalten, aber noch keinen von den benannten russischen Dollmetschern gesehen; sie müssen sich unterwegs aufgehalten haben. Darum wollte ich noch vor ihrem Eintreffen gehorsamst anfragen, was dieselben für Rang haben und wie viel ihnen sowohl für sich, als auch für ihre Pferde, wenn sie welche haben, verabreicht werden müsse. Hierauf erwarte ich schleunige Antwort, um mich darnach richten und alle Verdrießlichkeiten vermeiden zu können.“

Die Antwort hat er zwar nicht erhalten, aber ausgelacht ist er worden.

Das Barbiren über den Löffel.

Wenn etwa einer im Handel und Wandel vertragen und angeführt wird, so pflegt man wohl bisweilen zu sagen, er seye über den Löffel halbirt worden, ohne zu wissen, woher diese Redensart komme. Der Vetter des Hausreundes weiß es wohl und so oft er es erzählte, wie der Scherer Andres ihn über den Daumen und nachher über den Löffel halbirt hat, ließen ihm die Augen über. Einmal fiel es dem Vetter ein, bei einem nahen Verwandten, er in einem abgelegenen Waldorte Pfarrer war, einen Besuch zu machen, und er gieng in einem schönen Sommermorgen von Hause weg. Müde kam er im Pfarrhause an und wurde aufs freundlichste empfangen. Einige sohe Tage hatte er schon da zugebracht und es gefiel ihm sowohl, daß er sich entschloß, wenigstens 8 Tage lang zu bleiben; allein in Bart wurde so groß, daß er sich bei keinem ehrlichen Menschen fast mehr durfte sehen lassen, und ein Barbirer war nicht im Orte. Der Pfarrer rasirte sich selbst mit einem Schermesser, welches seit Jahr und Tag nicht geschliffen worden war, doch behalt es sich, weil er nichts Besseres gewohnt war, aber Andre konnte er nicht rasiren und wenn ers auch gekonnt hätte, so hätte doch mit seinem stumpfen Messer an des Veters rauhem Barte keine Ehre einlegen können. Endlich fiel es dem Pfarrer ein, daß ein Schuhmacher im Orte seye, der den Bauern, die sich nicht selbst rasiren, den Bart abmachte. Man nannte ihn bei den Scherer Andres, da seiner Großmutter Bruder ein Scherer war, von dem er auch noch ein gutes Messer hatte, womit er am Sonntage vor der Kirche für zwei Kreuzer jedem, der zu ihm kam, den Bart aus der Wurzel wegnahm. Dieser wurde nun herbeigerufen, in den Vetter von seinem lästigen Barte zu befreien. Wer war froher, als dieser, da Meister Andres mit seinem Schurzfell in die Stube trat. „Meinen Bart möchte ich gerne weghaben,“ sagte der Vetter, „und der Herr Pfarrer da verheißt mich, daß er es gut verstehe.“ „Ich gehe nicht darin keinem aus dem Wege,“ sagte Meister Andres, „und mit ihrem Barte will ich bald fertig seyn. Sagen sie mir nur, ob sie über den

Löffel oder über den Daumen wollen halbirt seyn?“ Der Vetter, dieses für Spaß haltend, erwiderte lachend: „über den Daumen“ und meinte, daß man ja natürlich ohne den Daumen nicht rasiren könne. Jetzt zieht der Scherer Andres den Löffel aus, schlägt die Hemdermeißel zurück und schlägt, nachdem er das Messer auf der Lederdecke eines Gesangbuches gut abgezogen hatte, einen starken Schaum und seift den fremden Herren wohl ein. Der erste Zug des Messers sollte über den linken Backen herab gehen. Um diesen anzuspannen, fuhr der Meister Andres mit seinem Pechdaumen dem Vetter unversehens ins Maul, das er unglücklicherweise zum Athmen offen behalten mußte, weil die Nasenlöcher mit dem Seifenschaum völlig zugestopft waren. Wohl brummte er über diesen Handgriff, aber reden konnte er nicht und mußte gedultig abwarten, bis der erste Zug vorüber, der Backen abgeschabt und der Daumen heraus war. „Das halte der Teufel aus, ich nicht,“ schrie der Vetter. „Zwennig leben mir Pechknollen von dem verdammten Pechdaumen, daß ich mich fast erbrechen muß, und auswendig brennt mich der Backen wie Feuer, weil das heillose Messer den Bart nicht wegschneidet, sondern ausrupft. Das heißt man nicht Rasiren, sondern Schinden.“ Und nun wischt er sich ohne weiters den Seifenschaum aus dem Gesicht. „Herr,“ entgegnete Andres etwas empfindlich, weil sonst noch niemand seine Kunst getadelt hatte, „ich habe sie ja gefragt, ob sie lieber über den Daumen, oder über den Löffel wollten halbirt seyn, und sie wählten das erstere. Das Messer ist gewiß gut, nur nimmts ihren Bart nicht an, aber ich wills schon abziehen, daß es gut schneidet und anstatt des Daumens kann ich ja den Löffel nehmen.“ „Nein, nein!“ war des Veters Antwort, „er soll mich nicht mehr kriegen! Wenn ich nur den verdammten Pechgeschmal wegbringen könnte! Hol der Henker das Barbiren über den Daumen!“ „Über Vetter,“ fiel der Pfarrer ein, „so können sie es doch nicht lassen! Schauen sie nur in den Spiegel, wie sie entstellt sind, da auf dem einen Backen der Bart weg ist und auf dem andern noch steht! Sie sollten wenigstens auf der andern Seite sich auch noch rasiren lassen und der Meister Andres kann sie ja statt über den Daumen über den Löffel barbiren.“ Auf diesen Zuspruch setzte sich denn der Vetter wieder auf den Stuhl und ließ sich einseifen, doch mußten die Nasenlöcher frei bleiben, um das Maul zu halten zu können, aus Furcht vor dem Daumen. Über-

mals wurde das Messer tüchtig auf dem Buche abgezogen und Meister Andres schiebt nun statt des Daumens einen runden Löffel hinein, um den rechten Backen damit anzuspinnen, und ob er gleich alle seine Kunst aufbot, so giengen doch dem armen Vetter abermals die Augen über, daß ein Tropfen den andern schlug und er ächzte bei dem Messerzuge. Als der Bart am rechten Backen weggeschunden und der Löffel wieder heraus war, so sagte er: „man ist eben angeführt, man mag über den Daumen, oder über den Löffel balbirt werden.“ Unter der Nase und am Kinn, wo er am empfindlichsten war, ließ er sich nicht balbiren. Bei seiner Heimkunft erzählte er nun seiner Frau, wie ihn Meister Andres über den Daumen und über den Löffel balbirt und angeführt habe. Von dieser Zeit an bedeutet die Redensart: einen über den Löffel balbiren, so viel als einen anführen.

Der Hausfreund hat gehört, daß es jetzt gar viele gebe, die es vom Scherer Andres gelernt haben, wie man Andre über den Löffel balbirt und er könnte es auch sagen, wo man sie am besten brauchen könnte, aber er darf es nicht sagen.

Das Jahr 1816.

Ein Frühling ohne Sonne,
Ein Sommer ohne Sonne,
Ein Herbst ohne Wein
Vielleicht ein harter Winter hinter drein!

Kann man dieses nicht von dem Jahr 1816 mit Recht sagen? Ist man nicht Wochenlang oft in seinem Stüblein gesessen und hat auf die Sonne geharret und sie ist nicht erschienen gleichsam als hätte sie befürchtet, sie möchte naß werden! Der Schaden, der durch die kalte und nasse Bitterung, durch Ueberschwemmungen und Stürme und Hagel angerichtet wurde, ist nicht zu berechnen. Auf dem Schwarzwald und auf dem Wasgaugebirge liegt noch alter Schnee genug vom vorigen Winter und auf dem Hochwalde sind im August die Früchten in der Milch und die Grundbirnköde erfroren. Viele Tausende haben schon bitteren Hunger gelitten und sehen mit trüben Augen der Zukunft entgegen weil sie nicht wissen, wie sie sich durchschlagen wollen und können. Könnte der Hausfreund seinen armen Landsleuten ihre Noth erleichtern, er thät's von Herzen gern, aber es wird ihm selber schwer werden, sich durchzuhelfen. Doch soll es ihn nicht verdrießen im Lande auf und ab zu wan-

deln und bei Hohen und Niedrigen, wo noch etwas entbehrt werden kann, anzuklopfen und ihnen zuzurufen: erbarmt euch der Nothleidenden, daß Gott sich eurer auch erbarme! Wer in solcher Noth seine Ohren und sein Herz vor den Blicken der Sammernden verschließt und nicht mit Rath und That das Elend seiner Brüder lindern hilft, wie und wo es kann, oder wer noch gar durch Wuchern die Noth vermehrt, verdient kein Mensch zu seyn. Gott kennt sie alle und wird sie einzi finden.

Etwas aus der Zeitgeschichte.

Nach vielen schweren und blutigen Kämpfen wurden endlich die Franzosen in ihre alten Grenzen zurückgewiesen und der große Menschenmörder Bonaparte wünscht sich auf seiner eisernen Felsen Insel vergeblich Flügel, um in Europa wieder aufzutreten und Alles in Flammen setzen zu können. Sogar blos die falschen Ausstreuungen seiner Anhänger von seiner bald zu erwartenden Wiederkehr in Frankreich erhitzten schon viele Köpfe und von Zeit zu Zeit entdeckte man schon angezeigte Verschwörungen, die aber bisher alle im Entstehen gedämpft wurden. Wie, wenn in einer Stadt ein großer Brand gewesen ist, man überall Wachen ausstellt, um das unter der Asche glimmende Feuer, wenn es etwa ausbrechen wollte, sogleich zu ersticken, so stehen noch 150,000 Mann der Wirren Truppen auf französischem Boden, um das Feuer des Aufruhrs, wo es etwa auflodern wollte, zu dämpfen. So lange diese Heere in Frankreich stehen, werden wir wohl durch unsre unruhigen Nachbarn nicht beunruhigt werden, aber länger will auch der Hausfreund für den Frieden nicht gut stehen. Doch wenn auf dem Bundestag zu Frankfurt, auf den man sich schon lange vorbereitet, die Bande der Eintracht unter den Teutschen recht fest geknüpft und die erhabenen Regenten ihren Völkern weise, Zukunfts erweckende Landeskonstitutionen geben werden, so werden wir stark und muthig seyn, den Uebelthäter zu zerbrechen, die unsre Ruhe stören wollen. Wir haben noch so manche Wunden zu heilen, daß wir einer langen Ruhe dazu bedürfen und der Hausfreund wünscht deswegen allen hohen Potentaten von ganzen Herzen einen friedfertigen Geist, daß die Wölker unter ihrem milden Scepter ein ruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Amen